Gesammelte Schriften

von

A. G. Eberhard.

Zweites Bändchen.

Halle,
Rengersche Verlags-Buchhandlung.
1830.

Erzählungen

von

A. G. Eberhard.

Erstes Bändchen.

Halle,
Rengersche Verlags-Buchhandlung.
1830.

Erzählungen.

Erstes Bändchen.

I.

List um List,

oder

Was ein Kuß nicht vermag!

Durch Dornen und Rosen
führt Lieb' ans Ziel,
denn Necken und Kosen
ist Amors Spiel.

An einem schönen, fischreichen Flusse unsers Vaterlandes, der sich zwischen den freundlichsten und fruchtbarsten Ufern hinschlängelt, liegt links ein Häuschen, das einem schon von weitem, vor allen übrigen Häusern, ins Auge lacht; denn über und über — die bemalten Thüren und Fensterrahmen ausgenommen — ist es schneeweiß angestrichen. So bald man es nur sieht, weiß man schon, daß

die Bewohner desselben rechte frohe, muntre Leute sind.

Ein paar tausend Schritte weiter hinunter aber, an dem Ufer rechts, liegt ein andres Häuschen, das ist, von der Erde an bis zum Dache hinauf, so dicht von Weinreben umrankt, daß es beinahe das Ansehn einer großen Sommerlaube hat. Man bekommt gleich Lust, darinnen zu wohnen, so traulich und einladend sieht es aus. Denkt man aber an jenes zurück, so wird man uneins mit sich selbst, wegen der Wahl, und man wünscht, sie beide zu haben, um nach Laune, bald in dem weißen, bald in dem grünen sich ansiedeln zu können.

Jenes ist ein Fischer-, dieses ein Gärtnerhäuschen. Darum sieht man neben jenem auch immer so große Netze ausgespannt, und neben diesem so schöne Fruchtbäume, und volle Beete mit Stauden und Pflanzen und bunten Blumen.

In jenem wohnte Mutter Lene, mit ihren beiden Söhnen Peter und Christel — in diesem wohnte Vater Steffen, mit seinen beiden Töchtern Marie und Röse.

Peter und Christel ernährten ihre Mutter mit ihrem Fischfang, und sorgten willig und mit Freuden für jedes ihrer Bedürfnisse, daß sie ihr Alter in Ruhe und ohne Sorgen verleben konnte. Marie und Röse aber führten das Hauswesen bei ihrem Vater, halfen ihm bei der leichten Arbeit im Garten und thaten ihm zu Gefallen, was sie ihm an den Augen absehen konnten. So lebte Mutter Lene vergnügt, und Vater Steffen auch; und Beide hatten nur noch den einen Wunsch, ihre Kinder vor ihrem Tode noch gut und glücklich verheirathet zu sehn.

Wenn Vater Steffen manchmal des Abends, nach der Arbeit, von diesem Kapitel zu schwatzen anfing, wurden Marie und Röse immer feuerroth, meinten, das werde sich schon finden, wenn's Zeit sey, sprachen dann gleich von etwas Anderm, oder machten sich ein Gewerbe in der Küche, um nur aus der Stube gehen zu können. Dann schüttelte der Vater immer, halb bedenklich, halb lachend, den Kopf, schob die Mütze von einer Seite zur andern, und meinte, mit den beiden Mädchen sey es nicht richtig.

Als aber eines Abends Mutter Lene an Petern und Christeln — um sie einmal recht fein auszuhorchen, die verblümte Frage that: ob sie sich denn niemals was Liebes anschaffen wollten? da faßte sich Peter, als der älteste, ein Herz, und antwortete: „Ja, liebe Mutter, ich habe was „Liebes!“ — „Und ich auch,“ fiel Christel ein. „Ih Peter! ih Christel!“ rief die Mutter, und schlug die Hände voll Verwunderung zusammen — „was Liebes habt ihr? wer sind denn eure Liebsten?“

Da kam es dann mit einem Male heraus, daß Peter Steffens Marien und Christel Steffens Rösen in sein Herz geschlossen hatte, daß Beide mit Beiden schon lange einig gewesen waren, und daß sie nur auf eine gute Gelegenheit gewartet hatten, wie sie's der Mutter vorbringen wollten.

Mutter Lene weinte vor Freuden, denn Steffens Töchter waren gute, ehrbare, hübsche Mädchen, die sie sich lange im Stillen zu ihren Schwiegertöchtern gewünscht hatte. Des Fragens und Erzählens war nun den ganzen Abend kein Ende; und am folgenden Nachmittag setzten

sich alle Drei vergnügt und geputzt in einen Kahn, und fuhren den Fluß hinunter, nach dem grünen vertraulichen Häuschen.

Vater Steffen wunderte sich nicht wenig über den geputzten Besuch, und sprang in die Kammer nach seiner Sonntagsmütze. Peter drückte Marien und Christel drückte Röſen im Vorbeigehn recht derb die Hand, und Marie und Röse wurden so roth, wie noch nie zuvor, denn sie waren ein wenig pfiffig, und merkten also gleich, was die Glocke geschlagen hatte. Sie wünschten, meilenweit weg zu seyn, und wären doch, um keinen Preis, von der Stelle gegangen. Endlich rückte Mutter Lene mit der Sprache heraus, und fragte den Vater Steffen ganz offenherzig und ohne Umschweife, ob er ihrem Peter wohl seine Marie und ihrem Christel seine Röse zur Frau geben wolle? Da schlugen die beiden Mädchen ihre Augen so tief zur Erde, daß sie kaum noch ein wenig dem Vater nach dem Gesichte schielen konnten; und ihre weißen Schürzenbänder litten jetzt in einer M i n u t e mehr, als sonst in einem ganzen M o n a t. Vater Steffen war über den Antrag höchlich erfreut, wußte aber erst

gar nicht, was er antworten sollte. Als er sich etwas erholt hatte, erklärte er, daß er für seine Person nicht abgeneigt sey, seine Einwilligung zu geben; doch wolle er seine Töchter zu nichts überreden, sondern ihnen ihren freien Willen lassen. Er bat daher um einige Tage Bedenkzeit, damit die beiden Mädchen es überlegen und sich prüfen könnten. Da erfuhr er dann, daß sie sich schon lange geprüft hätten, und daß es blos noch an seiner Einwilligung fehle. Wie er dies hörte, und sich ein Weilchen darüber verwundert hatte, gab er mit Freuden seine väterliche Einwilligung.

Nun reichten sich Alle unter einander die Hände; Vater und Mutter segneten mit Freudenthränen die Bündnisse ihrer Kinder, und empfingen dafür den herzlichsten Dank; und Allen war unbeschreiblich wohl. Paar und Paar saßen sie dann neben einander um den Tisch herum, den der Vater mit Körbchen voll der wohlschmeckendsten Früchte aufgeputzt hatte; und die jungen Leutchen erzählten nun den Alten, wie sie sich nach und nach gegenseitig so gut geworden wären, und

was sie dabei oft für Freude, oft aber auch für Herzensangst gehabt hätten.

„Hab' ichs nicht immer gesagt,“ fragte Steffen endlich, „wenn ich so ein wenig bei euch auf „den Busch schlug, und ihr dann immer fort- „lieft?“ —

„Ih, nein doch, Vater!“ antwortete Marie, „Ihr meintet ja immer, es sey nicht rich- „tig mit uns, und nun seht Ihr ja, daß es mit „uns in der Stille schon lange richtig gewesen ist.“

So verging der Nachmittag unter Scherz und Freude, daß man nicht wußte, wo er geblieben war. Als es anfing Abend zu werden, gingen sie zusammen nach dem Kahne. Die Mutter setzte sich mit ihren beiden Söhnen hinein, und fuhr mit ihnen den Fluß langsam hinauf. So weit man sich noch sehen konnte, nickte man sich vom Ufer und aus dem Kahne zu, bis der Fluß sich um ein Büschchen drehte, da dann die Herrlichkeit für heute ein Ende hatte.

Am nächsten Sonntage stattete Steffen mit seinen Töchtern bei Mutter Lenen den Gegenbe-

such ab, und nun rückte man der Hauptsache schon näher, und fing an von den Hochzeiten zu schwatzen. Darüber ward man in der ersten Viertelstunde schon einig, daß sie bald und an einem Tage seyn sollten, denn die Brautleute baten einstimmig darum. Aber nun fragte sichs, ob Marie und Röse nach der Hochzeit zur Mutter Lene, oder ob Peter und Christel zum Vater Steffen ins Haus ziehen sollten?

Hier gab es vielerlei Anstoß. Die Mutter konnte nicht allein gelassen werden und der Vater auch nicht; gleichwohl hatte keines von Beiden Lust, sein Häuschen zu verlassen und mit den Kindern zu ziehn; denn sie liebte das ihrige, in dem sie Freud' und Leid so lange erlebt hatte, über Alles, und er das seinige mit dem Garten ebenso. Nun hätte er so gern die Kinder bei sich behalten, und sie auch. Allein das war nicht möglich, und man wußte sich lange nicht aus dem verwickelten Handel zu finden. Endlich hatte Steffen einen gescheiten Einfall und sagte: „Wir wollen uns in „unsre Kinder theilen, liebe Mutter Lene. Ich „geb' Euch eine von meinen Töchtern, und Ihr gebt

„mir einen von Euern Söhnen ins Haus: so haben „wir Beide gleich viel.“

Mutter Lene fand den Vorschlag gut, und die Brautleute billigten ihn auch. Sie meinten, wenn sie nur Paar und Paar zusammen leben könnten: so würden sie schon glücklich seyn; ob das nun in dem weißen, oder in dem grünen Häuschen wäre, das sei ihnen einerlei, denn in jedem werde es sich gewiß gut wohnen lassen, und besuchen könnten sie sich ja, so oft sie wollten, da die beiden Häuser nicht weit von einander entfernt lägen. Nun entstand aber eine neue Frage, deren Beantwortung schon mehr Kopfzerbrechens machte, und das war die: welchen von ihren Söhnen Mutter Lene, und welche von seinen Töchtern Vater Steffen weggeben solle? Beide erklärten, ihre Kinder wären ihnen gleich lieb, und sie möchten daher hierüber nicht entscheiden, sondern wollten das den jungen Leuten selbst überlassen. Diese waren nun zu Allem bereit; aber da Jedes von ihnen wegziehn, oder bleiben wollte, wie es dem Andern am liebsten sey: so überließ immer Eines dem Andern die Entscheidung; und auf die Art kamen sie, bei al-

ler ihrer Willfährigkeit, so wenig zu einem bestimmten Entschlusse, als wenn Keines dem Andern hätte weichen wollen. Die Bräute meinten, dieß sei die Sache ihrer Bräutigams, und Diese meinten wieder, es hange von den Bräuten ab.

Wer weiß, wie lange der gutmüthige Streit noch gedauert hätte, wenn ihnen Steffen nicht auf einmal durch die rasche Frage in den Weg gekommen wäre: „Nun, ihr Bursche, wer von „euch hat Lust, ein Gärtner zu werden? — ihr „Mädchen, welche von euch hat Lust, eine Fi„scherfrau zu werden?“ —

„Ein Gärtner?“ riefen Peter und Christel — „eine Fischerfrau?“ — riefen Marie und Röse — und dann verstummten sie Alle wieder auf einmal, und sahen den Vater mit großen Augen an. Daran hatte Niemand gedacht, daß, um beide Wirthschaften fortzutreiben, der von Lenens Söhnen, welcher zu Steffen ins Haus zöge, ein Gärtner — und die von Steffens Töchtern, welche zur Mutter Lene zöge, eine Fischerfrau werden müsse. Selbst Mutter Lenen war das bisher noch nicht eingefallen, doch begriff sie, als eine verständige Frau,

die Nothwendigkeit davon sogleich, und wiederholte daher Steffens Frage.

„Ich mag kein Gärtner werden, Mutter!“ fiel ihr Peter ins Wort. „Ich auch nicht,“ rief Christel, „ich bleibe, was ich bin.“

Nun war guter Rath theuer, denn Beide trieben von Kindheit auf die Fischerei mit Leib und Seele, und waren des festen Glaubens, daß es kein ehrenvolleres Geschäft auf der ganzen Erde gebe. So friedlich und gutmüthig sie sonst waren: so wollte doch Keiner jetzt nachgeben, denn hier standen sie Beide um ihre Lieblingsneigung im Streite, und da waren sie Beide Trotzköpfe. Der Vater erklärte, die Mutter redete zu; aber es half nichts. Marie warf Petern, und Röse warf Christeln vor, daß er sie nicht liebe, denn sonst würd' er, ihr zu Gefallen, wohl gern ein Gärtner werden — und Peter machte Marien, und Christel Rösen den nemlichen Vorwurf, denn sonst würde sie so was ihm nicht zumuthen. Da fingen die Mädchen an bitterlich zu weinen; und wie die Fischer sie trösten wollten, mochten sie von ihnen gar nichts mehr wissen.

Steffen ward endlich ungeduldig und griff nach Stock und Hut. „Kommt, kommt, ihr „Mädchen!“ rief er, und ging nach der Thüre, „aus dem Handel kann nichts werden, denn ihr „seyd Alle zusammen nicht gescheit.“ Alle stellten sich ihm nun höchst erschrocken entgegen. Sie baten; aber er war taub gegen ihre Bitten. Sie wollten ihn aufhalten; aber er drängte sich durch.

Da trat, zu Aller Freude, wie ein Gott aus den Wolken, der Herr Schulmeister zum Hause herein; der war zum Glück Vater Steffens Gevatter; zu dem hatten sie Alle Vertrauen; den erkannten sie einstimmig sogleich zum Schiedsrichter in ihrer Sache an, und Vater Steffen nahm ihn bei der Hand, und ging mit ihm freiwillig in die Stube zurück. Der Herr Schulmeister war friedliebend von Natur, und als er zumal aus den verworrenen Erzählungen erst so viel begriffen hatte, daß es hier auf die Rettung eines recht fetten, doppelten Hochzeitschmauses ankam: so bot er alle seine Beredtsamkeit auf — das heißt, er schrie, so sehr er nur schreien konnte — um die Partheien nur erst zum Schweigen zu bringen.

Als ihm dies gelungen war: mußten sie sich Alle rund um den Tisch setzen, und er setzte sich, ohne sich erst lange dazu nöthigen zu lassen, in den Großvaterstuhl oben an.

Zuerst hielt er nun einen schönen Sermon über den Spruch: Die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und bewies daraus den jungen Leuten seinen ehemaligen Schulkindern, kräftig und bündig, daß sie Alle, wenn er rede, die Mäuler halten müßten. Dadurch hatte er schon viel gewonnen, denn die Alten nickten ihm Beifall zu, und die Jungen trauten sich kaum, Athem zu holen. Dann machte er einen kühnen, rednerischen Sprung, und schalt die beiden Fischer, wegen ihrer Verachtung des alten ehrwürdigen Gärtnerstandes, den Gott selbst im Paradiese eingesetzt habe, so tüchtig aus, daß sie Beide vor Beschämung die Augen nicht aufschlagen konnten. Nun strich er, mit den lebhaftesten Farben, den Wohlgeschmack und die gesunde Kost der Garten- und Feldfrüchte, im Gegensatz der Unverdaulichkeit der grätenvollen Fische heraus — denn, im Vertrauen gesagt, er war gar

kein Liebhaber von Fischen — und wie er so von Sallat und Kohl und Rüben und jungen Erbsen viel Rühmliches und Erbauliches zur Ehre des Schöpfers und des Gärtnerstandes gesagt hatte, kam er, auf die natürlichste Art von der Welt, auch auf die Linsen, und auf weiland Herrn Esau's berüchtigtes Leckermaul zu schwatzen; und nun breitete sich die Fülle seiner ganzen Beredtsamkeit über das uralte und ehrwürdige Recht der Erstgeburt aus. Nachdem er dieses, mit Beweisen aus der ältern und neuern Geschichte hinlänglich unterstützt, als von Gott und der ganzen Welt allgemein für geltend anerkannt, gegen alle Einwürfe gesichert hatte: so ging sein Endurtheil dann dahinaus, daß Marien, als der ältern Schwester, und Petern, als dem ältern Bruder, ohne allen Widerspruch, das Recht des väterlichen und mütterlichen Hauses zukomme; daß Rösen und Christeln hierbei also keine Stimmen übrig blieben, sondern daß Diese ihren ältern Geschwistern weichen müßten. Aller Lippen öffneten sich hier, um ihm Einwen-

dungen zu machen; aber mit ausgebreiteten Armen legte er einstweilen noch Allen Stillschweigen auf, und, mit möglichster Erhebung seiner etwas heiser gewordenen Stimme, schloß er seine lange Rede folgendermaßen: „Du, Marie, bleibst also in Dei„nes Vaters Hause, und Du, Peter, bleibst „in Deiner Mutter Hause. Christel muß also „zu Marien ziehen und ein Gärtner werden, „und Röse muß zu Petern ziehen und eine „Fischerfrau werden.“

Schon hob er die rechte Hand hoch auf, um mit einem herzhaften Schlage auf den Tisch, gleichsam das Punktum an den Schluß seiner Rede zu hängen, als alle seine vorher so stummen Zuhörer ihn auf einmal mit dem lauten Zuruf aus der Fassung brachten: „Lieber Herr Gevatter — „lieber Herr Schulmeister — Marie will ja nicht „Christeln und Röse will ja nicht Petern hei„rathen. Peter und Marie, und Christel „und Röse sind ja Bräutigam und Braut.“

„Wie? was?“ stotterte der betroffene Richter — „warum habt ihr mir das denn nicht vorher „ordentlich gesagt?“

„Wir haben es wohl ordentlich gesagt," riefen Alle — „aber Er hat es nicht recht verstan„den, lieber Herr Schulmeister."

Nun waren sie also Alle nicht klüger als zuvor, und die schöne, lange Rede war in den Wind gesprochen, denn der Redner war von einem falschen Vordersatze ausgegangen. Er saß da, wie ein Schulknabe, der erst bei der ersten Zahl, die er zu schreiben hat, merkt, daß sein ganzes, mühsam gerechnetes Exempel falsch ist, weil er sich gleich bei der aufgegebenen Summe verschrieben hatte. — Zu einer zweiten Rede war er jetzt nicht aufgelegt; er ermahnte daher Alle, einstweilen in Frieden und Verträglichkeit beisammen zu bleiben, und den Streit bis auf ein ander Mal bei Seite zu setzen. Röse meinte zwar noch, der Herr Schulmeister habe aus Partheilichkeit für Marien gesprochen, weil sie seine Pathe sey; doch sie ward zur Ruhe verwiesen, und Alle stimmten, um sich nur für den gegenwärtigen Augenblick die Freude nicht zu verderben, dem schwarzen Richter in seinem gütlichen Vorschlage bei. Peter und Christel, deren heißes Blut jetzt mehr abgekühlt

war, versprachen, die Sache unter einander in Frieden abzuthun. Marie und Röse versprachen, sich Alles gefallen zu lassen, was Peter und Christel unter einander ausmachen würden, und ihnen, weder zu diesem, noch zu jenem, ab= oder zuzureden; und so waren Alle wieder ausgesöhnt.

Mutter Lene bat ihre Gäste, den Abend mit ihrer kleinen Küche vorlieb zu nehmen. Diese ließen sich nicht lange nöthigen, blieben da, und in der besten Vertraulichkeit aß und trank man, was aufgetragen ward. Die Alten schwatzten viel von der vergangenen, und die Jungen viel von der zukünftigen Zeit. So waren Alle vergnügt.

Peter und Christel machten sich anheischig, ihre Bräute und den Schwiegervater, sicher und wohlbehalten, zu Wasser nach Hause zu bringen; und weil der Abend so schön war, so entschlossen sich auch Mutter Lene und der Schulmeister, sie zu begleiten. Peter und Christel sprangen, als Vater Steffen mit seinen Töchtern aufbrach, voran und banden zwei Kähne an einander, damit sie Alle hübsch beisammen bleiben könnten. Wie sie damit fertig waren, kamen die Andern auch herun=

ter an den Fluß, und stiegen in den Doppelkahn. Vorn saßen nun Christel und Röse, in der Mitte Mutter Lene zwischen dem Schulmeister und Vater Steffen, und hinten Peter und Marie.

So drückend heiß der ganze Tag gewesen war, so lieblich kühl und erquickend war der Abend. Die schweren Gewitterwolken, die den Tag über am Himmel hingen, hatten sich zertheilt. Tief am Horizonte leuchtete nur dann und wann ein weißer, schnell verschwindender Blitzstrahl. Und der stille Fluß war von den Fischern des ganzen Ufers heute so prächtig geschmückt, daß Alt und Jung bei dem überraschenden Anblicke hoch aufjauchzten vor Freude.*) So weit man hinauf und

*) Meine Landsleute an der Saale, die sich durch ein wenig Abendthau nicht sogleich von ihren Spaziergängen vertreiben lassen, werden diese Anspielung wohl verstehen, und sich mit Vergnügen des schönen Schauspiels erinnern, wenn die Fischer, an stillen Abenden, zu Ende Julius und zu Anfang des Augusts, zum Austfang herumfahren. Da dieser Gebrauch aber nicht allgemein eingeführt und bekannt ist, so will ich, zur Deutlichmachung der hier befindlichen Schilderung, nur dieses noch hinzusetzen, daß der Aust (Augustvogel, auch das Haft genannt) ein weißes, etwa einen

hinunter sehen konnte, auf der dunkeln Fläche lauter schwebende Feuer, die sich entfernten und näherten, verschwanden und wiederkamen, die bald matt verlöschen wollten, bald wieder hoch aufloderten, und deren Wiederscheine aus der Ferne und aus der Nähe, in langgedehnten blinkenden Strahlen, über den glatten Fluß, bis zu den kleinen Wellen um Peters und Christels langsame Kähne hinstreiften. Und wenn so ein Feuerkahn ihnen näher und immer näher kam, wie an dem wankenden Schilfe des Ufers dann der matte Schein, immer heller und heller werdend, mit fortschlich — wie die Fischer, die das Feuer anschürten, und die Mädchen und Knaben, die die Kähne langsam lenkten, mit den hochaufgestreiften weißen Armen, dann so hell in dem Dunkel rings um sie her hinschwebten — und dann, in tausend verworrenen Kreisen, der lufti-

Zoll langes Insekt, welches zu der angeführten Zeit in unzähliger Menge über dem Wasser fliegt, in einigen Gegenden als Lockspeise für die Fische gebraucht wird; und daß die Fischer deswegen mit Feuer in den Kähnen langsam hin und her fahren, da dan diese Thierchen zu vielen Tausenden nach der Flamme fliegen, sich versengen, und in den Kahn fallen.

ge, zitternde Tanz der leichten Insekten um die knisternde Flamme her — o, es war, als hätten Peter und Christel ein Fest bestellt, um ihre Mädchen für ihr Gewerbe zu bestechen! Sie ruderten nicht, sondern Hand in Hand saßen sie da mit ihren Bräuten und ließen langsam die Kähne hinunter schwimmen, wie sie der Fluß trieb. Alle ergötzten sich an dem lieblichen Schauspiele, und Keiner wußte mehr etwas von dem gehabten Streite. Sie freuten sich des milden Abends und der traulichen Kahnfahrt, der Aussicht auf den blinkenden Strom, und der noch schönern in die lachende Zukunft. Sie schäkerten und drückten sich die Hände; und sogar der Schulmeister vergaß seinen Katechismus und seine Bibel, und stimmte mit gedämpftem Tone ein lustiges, weltliches Stückchen nach dem andern an, und Alle mußten mitsingen, oder, wenn sie nicht singen konnten, doch wenigstens mitbrummen, und so thun, als ob sie sängen.

Sie fuhren bei Steffens Ufer vorbei und merkten es nicht; und als sie nachher sahen, daß sie schon viel weiter hinunter wären, fiel es Kei-

nem ein, sich darüber zu ärgern, sondern sie kehrten langsam nur um, denn sie meinten, so ein Abend und so eine Kahnfahrt kämen vielleicht sobald nicht wieder.

Dem aufgehenden Monde, der groß und feurig über dem Wasser heraufkam, ruderten sie nun entgegen, und über der feierlichen Erhabenheit dieses neuen Schauspiels vergaßen sie zu singen und zu schäkern, und sprachen nur in einzelnen, abgebrochenen Worten. — Die Feuer in den Kähnen verlöschten eins nach dem andern, denn die Fischer senkten nun still ihre Netze auf den Boden, und das Gelächter des Scherzes und der Freude erstarb in tiefer, leis' athmender Stille. Man hörte jetzt deutlich das sanfte Anschlagen der Wellen, das Geflüster des Schilfes und der hohen Espen am Ufer, und fernher aus Gärten und Wiesen das Zirpen der Heimchen. Von den Spitzen der Kähne aber tönt' es manchmal, leis' und schüchtern, wie Kußgelispel darein.

Was für glückliche Menschen waren in dem kleinen Raume dieser zwei Kähne! — Wenn die Strecke, die sie hinaufzufahren hatten, doch noch

meilenlang gewesen wäre! wenn sie doch die ganze, laue Nacht so hätten beisammen sitzen, sich dicht an einander schmiegen und Liebesworte ins Ohr zischeln können! wer weiß, wie lange sie so einer ungestörten Vertraulichkeit werden entbehren müssen, wenn sie sich ein Mal getrennt haben! — Aber da lag Steffens Hütte schon — es war spät in der Nacht — sie mußten ans Ufer fahren, und die Mädchen stiegen langsam aus den Kähnen ihrem Vater nach. Zehnmal wiederholte man das zärtliche gute Nacht und schlaf wohl, ehe man sich trennte.

Steffen ging mit den Töchtern nach der Hütte, und die Fischer ruderten nun rasch den Fluß hinauf. Mutter Lene und Vater Steffen schliefen die Nacht so gut, wie sie jahrelang nicht geschlafen hatten; der Schulmeister aber und die jungen Leute schliefen sehr schlecht, denn er träumte immer von dem Schwanken des Kahns, und fuhr dann oft, wenn er ins Wasser zu fallen glaubte, höchst erschrocken auf — wovon diese aber die ganze Nacht, unruhig zwar, doch angenehm träumten, wer riethe das nicht, ohne daß ichs erzähle?

„Hört, ihr Mädchen,“ sagte Steffen am andern Tage beim Mittagessen — „habt ihr „euch denn besonnen und seyd nun gescheit geworden? — Sie antworteten ihm: „Ja, Vater, „wir haben uns besonnen und sind nun gescheit.“ An ihren Mienen und Augen aber konnte man sehen, daß sie in ihren Herzen dachten: wir sind immer gescheit; doch trauten sie sich nicht, dies laut zu sagen.

„Also seht ihr nun ein,“ fuhr der Vater fort — „daß Eine von euch, wenn ihr Petern „und Christeln heirathen wollt, nothwendig eine „Fischerfrau werden muß? — und Jede von euch, „welche die Reihe hiezu treffen wird, ist also gesonnen, dann, ohne der andern oder ihrem Mann „einen Vorwurf zu machen, sich in ihren neuen „Stand, wie es einer vernünftigen Frau zu„kommt, zu fügen und zu schicken?“

Marie sprach: „Ja, so sind wir gesonnen,“ und Röse setzte noch hinzu: „Wir haben es die„sen Morgen noch einmal unter einander verabre„det, daß wir uns Alles wollen gefallen lassen, „was Peter und Christel ausmachen werden.“

„Gut,“ fiel ihr Steffen ins Wort — „so „müßt ihr sie aber auch nicht eher sprechen, als „bis sie damit aufs reine sind, denn sonst giebt es „doch nur wieder Zänkerei.“

„Wenn das nur nicht lange währt!“ zischelten Beide in ihre Halstücher. Der Vater hörte es aber doch und sprach: „Es soll so lange nicht wer= „den. Schickt hernach den kleinen Töffel hinauf, „und laßt ihnen sagen, Mittwoch gegen Abend „sollten sie herunter kommen zu mir; ich hätte „was mit ihnen zu sprechen; aber eher hätt' ich „keine Zeit.“

Das war den Mädchen freilich nicht recht, und sie hätten wohl Dies und Jenes dagegen einzu= wenden gehabt; allein sie waren einmal gewöhnt, dem Vater zu gehorchen, und schickten also den kleinen Töffel an Petern und Christeln, und ließen ihnen sagen, wie es der Vater befohlen hatte; doch mit dem kleinen Zusatze: sie sollten ja deswegen nicht böse seyn, und es nicht übel nehmen.

Wie Töffel fort war, hingen sie Beide die Köpfe; es war ihnen hier nicht recht, und dort

nicht. Röse klagte endlich, es wär' ihr über und über entsetzlich heiß. Drauf ging sie in die Kammer, schloß hinter sich zu, und kam bis zum Abend nicht wieder zum Vorschein. Marie dachte: sie wird wohl schlafen, und störte sie also nicht. — Als Röse endlich, ziemlich lange nachher, wieder aus der Kammer kam, sagte sie auch, sie habe geschlafen; doch ging sie sogleich in die Küche, und wusch mit großer Emsigkeit ihre Fingerspitzen; und hernach erst lief sie in den Garten zum Vater.

Marie hatte, ohne sich was merken zu lassen, sehr aufmerksam hingeschielt, wie Röse sich so emsig wusch, und da hatte sie gesehn, daß Rösens Finger voll Dintenflecke waren. „Warte, Du Spützbübin!“ rief sie ihr nun nach — „Du „magst schön geschlafen haben.“ Wie der Blitz, huschte sie in die Kammer, und suchte und störte Alles durch, und hörte nicht eher auf, als bis sie endlich, in dem versteckten Winkelchen eines Schrankes, einen großen, von Rösen eigenhändig geschriebenen Liebesbrief fand. Eben fing sie an zu lesen:

„Mein lieber Christel!

Ach, ich habe so eine Angst“ —

Da hörte sie den Vater und Rösen schon im Hause reden. Erschrocken schob sie den Brief wieder in seine Finsterniß, flog zur hintern Thüre hinaus, und ließ sich nicht eher wieder sehen, als bis sie sicher war, daß ihr Herzklopfen und ihr glühendes Gesicht nicht mehr ihre Dieberei verrathen könnten.

An Rösen sah sie, in allem ihrem Thun und Wesen, eine Veränderung, die gegen den Nachmittag gewaltig abstach. Sie bemerkte an ihr, so sehr die kleine Betrügerin es auch zu verbergen suchte, doch so eine gewisse heimliche Freude, so eine Zuversicht und Zufriedenheit mit sich selbst, die ihr das Geheimniß, das wahrscheinlich hinter dem Briefe verborgen war, nur noch wichtiger machte. Sie sann und grübelte, was das wohl seyn könnte, sann aber nichts Befriedigendes heraus; doch damit, daß sie glaubte, es sey irgend eine kleine Verrätherei, entschuldigte sie ihre eigne, die sie zum Theil schon begangen hatte,

zum Theil noch begehen wollte, vor der strafenden Stimme ihres Gewissens. Wie wär' es ihr jetzt wohl möglich gewesen, von dem Gedanken abzustehn, den Brief zu lesen! Sie mußte wissen, was darin stand, es koste auch, was es wolle, das war ihr fester Entschluß; und wer — dem Mädchensinn bekannt ist — wird wohl ihre Beharrlichkeit bei der Ausführung dieses Entschlusses bezweifeln?

Den ganzen Abend war es nicht möglich, ihre Absicht zu erreichen, auf so vielerlei Weise sie's auch versuchte; den andern Morgen aber wär' es höchst wahrscheinlich schon zu spät gewesen; also in der Nacht mußte geschehen, was sie vorhatte, oder gar nicht. — Nun kann man denken, wie unausstehlich lang der Abend ihr däuchte, wie langsam die Stunden ihr zu schleichen schienen, eh' es finster ward, und eh' Röse mit ihr in die Kammer zum Schlafen ging.

Endlich, endlich lagen sie in ihren Betten, und wünschten einander eine gute Nacht. Da lag die arme Marie nun, mit einer Unruhe im Herzen, die ihr das Blut mit verdoppelter Hitze

und Schnelligkeit durch die Adern jagte, und mußte sich zwingen, aufs Stillste da zu liegen, um ihre Schwester nicht zu stören; mußte thun, als ob sie schlafe, um sich nicht zu verrathen; und sie wachte doch so ganz und gar mit allen ihren Sinnen, und horchte und lauschte nur immer hin, ob Röse wohl schon schlafe! — Um Mitternacht erst, da sie ihrer Sache recht gewiß war, schlich sie leis' und behutsam aus dem Bette, und öffnete mit einem Herzklopfen, das unbeschreiblich war, die Thüre des Schranks. Jetzt — o welche Freude! — hatte sie den Brief in den Händen — jetzt war die Kammerthür hinter ihr angelehnt — und jetzt brannte schon das Lämpchen, mit dem sie sich in ein einsames Stübchen schlich.

Freudig und angstvoll, zusammenfahrend vor ihrem eignen Schatten, und zitternd bei jedem kleinen Geräusch einer knarrenden Diele, saß sie nun am Tisch und fing an, ihren Arrestanten zu verhören.

Der sagte dann Folgendes aus:

„Mein lieber Christel!

Ach, ich habe so eine Angst, daß ich Dir habe müssen sagen lassen, Du sollst nicht eher wieder zu uns kommen, als bis auf die Mittwoch! Wenn Du nur nicht böse auf mich bist, denn ich kann gewiß nicht dafür. Ich sähe es ja lieber, daß Du mich heute besuchtest, als morgen, indem Du doch einmal mein Bräutigam bist, und ich Deine Braut bin. Der Vater bestand aber darauf, daß wir nicht eher wieder mit euch reden sollten, als bis ausgemacht wäre, wer von euch ein Fischer bleiben, und wer ein Gärtner werden soll. Deswegen will er selbst mit euch auf die Mittwoch sprechen, und der Schulmeister soll auch dabei seyn. Er mag wohl denken, wir würden suchen, euch nach unserm Willen zu überreden, ob wir gleich versprochen haben, es nicht zu thun. Zureden will ich Dir auch gewiß und wahrhaftig nicht, daß Du ein Gärtner werden sollst; aber mit dem Gartenwesen ist und bleibt es denn doch eine schöne Sache, wie Du das gewiß einmal selbst einsehen wirst, wenn Du etwa der Gärtner werden solltest. Siehst Du,

das Schreiben hat mir der Vater nicht verboten; also werd' ich wohl keine Sünde thun, daß ich Dir einen Brief schreibe. Aber dem Vater und der Schwester sag' ich doch lieber nichts davon, denn die möchten denken, Wunder, warum ich es thäte. Was nun die Fischerei anbetrifft, so kannst Du versichert seyn, daß ich ihr so sehr eben nicht abgeneigt bin, und daß ich mich gewiß recht gut darein finden wollte, eine Fischerfrau zu werden, wenn Du etwa bei der Mutter bleiben solltest; aber unserm lieben Garten, und dem Gärtnerleben überhaupt bin ich denn doch recht sehr gut. Bedenk' auch nur einmal, lieber Christel, wie hübsch da Alles ist. Was das nur allein für eine schöne Einrichtung vom lieben Gott ist, daß er zu den Gärten feste Erde genommen hat, und nicht Wasser, wie zu den Flüssen und Bächen. Auf der festen Erde kann man doch laufen, springen und tanzen, sich verstecken und haschen, wie man will, ohne daß man untersinkt und ertrinkt. Aber mit eurem Wasser ist das ganz anders. Da muß man erst in einen Kahn steigen, in dem man so still sitzen muß, als

ob man die lieben Hauptstücke nicht zu nennen gewußt hätte; und wenn man dann von einem Orte zum andern will, muß man rudern und es sich sauer werden lassen, wer weiß wie sehr, und kommt doch nicht weit. — Aber darüber wundr' ich mich nicht; denn wenn der Mensch es besser können sollte: so hätte der liebe Gott gewiß gleich eine Art Fisch aus ihm gemacht. Allein davon sehen wir grade das Gegentheil, und also gehört der Mensch nicht zum Wasser, sondern zur Erde.

Weißt Du, was mir da mit einem Mal für ein Thier einfällt? — Ich will Dir's sagen, aber Du mußt nicht böse werden und es etwa auf Dich beziehn — eine Fischotter fällt mir ein. Das ist so ein Thier, das erst Fische stiehlt und dann ans Land schwimmt, um sie zu verzehren. Nicht wahr, Du kannst sie nicht leiden, weil sie so viele schöne Fische wegschnappt? Nun gut! ich glaube, sie kann Dich auch nicht leiden, denn Du schnappst ihr noch weit mehrere weg. Und wer hat denn am Ende mehr Recht auf die armen Fischchen — die Fischotter oder Du? — Daran kann der liebe Gott ohnmöglich seine Freude ha-

ben, daß Du die unschuldigen Fischchen, die er so munter und schön gemacht hat, und die keinem Menschen was zu Leide thun, so verfolgst und quälst. Und Du selber kannst keine Freude daran haben, denn Du hast ja nichts, als Plagerei bei Tag und Nacht davon. Du mußt eine Menge Anstalten machen, und schleichen und auflauren, wenn Du was haben willst, und bekommst, troz aller Deiner Mühe, denn doch oft nichts; und je mehr Du fängst, desto schlimmer ist es im Grunde, denn ein desto größerer Dieb und Freudenstörer bist Du ja nur. Ich muß weinen, wenn ich daran denke, denn ich bin ihnen so gut, und füttre sie so gern. Du machst sie mit Deinen Schnuren und Netzen und Körben nur so scheu!

Und was für Angst ich immer um Dich haben würde, wenn Du auf dem Wasser wärest, und manchmal etwas über die Zeit wegbliebest! Da würde ich immer gleich denken, Du wärst ertrunken, wenn Du mein Rufen am Ufer nicht hörtest! Da könnt' ich einmal selber hineinstürzen und ertrinken, wenn ich Dir nachwollte, um

Dich zu suchen. — Denke Dir einmal, wie Du dann erschrecken, und weinen, und die Hände über dem Kopfe zusammen schlagen würdest! Ach! Du armer Christel! Du kannst Dir nicht vorstellen, wie ich Dich schon im Voraus bedaure.

Aber gieb Dich jetzt nur wieder zufrieden, denn von allem solchem Unglück hast Du ja gar nichts zu fürchten, wenn Du ein Gärtner wirst. In unserm Garten kann ich Dir nachschleichen und Dich aufsuchen, wo ich will. Da ist nirgends eine Gefahr. Der Sand im Wege und die Grashalmen zeigen mir obenein Deine Spur. Da kann ich Dir säen und ärndten helfen, wenn ich das Haus und die Küche besorgt habe. Da sinnen wir auf keine Ränke und auf keine List, da brauchen wir nicht zu lauschen und zu schleichen, wie die Spitzbuben; alle Blumen lassen sich willig pflücken, alle Stauden halten uns still, und die Bäume neigen schon, eh' die Früchte gereift sind, ihre Zweige nieder, daß wir recht bequem ihre Schätze einsammeln können. — Kurz, lieber Christel! mit der Gärtnerei ist es eine wahre Lust;

und der liebe Gott hat an ihr gewiß hundertmal — ach, wohl tausendmal — mehr Freude, als an der Fischerei.

Nun muß ich schließen, denn der Vater wird wohl bald aus dem Garten kommen. Sage Deinem Bruder ja nichts von diesem Briefe, damit meine Schwester nichts davon erfährt! Ich habe Dir ihn blos geschrieben, damit Du wenigstens sehen sollst, daß die Gärtnerei doch auch ihr Gutes hat, und damit Du Dich nicht etwa darüber betrübest, wenn die Reihe vielleicht an Dich kommen sollte, ein Gärtner zu werden. Doch zureden habe ich Dir gar nicht gewollt. Ueber das, was ich Dir von der Fischerei geschrieben habe, sey nicht böse, wenn es etwa nicht recht ist, denn ich bin ja nur ein einfältiges Mädchen, und verstehe es vielleicht nicht recht. Auf die Mittwoch vergiß ja nicht zu kommen, damit der Vater nicht böse wird, und damit ich mich nicht zu grämen brauche. Leb wohl.

Ich bin Dein,
und Du bist mein.
So soll es nun und immer seyn.

Treu leb' ich Dir,
treu sterb' ich Dir,
und liebe Dich herzlich für und für.

Ist das nicht ein recht schöner Vers? Ich habe ihn in einem gedruckten Buche gefunden, und schenke Dir ihn hiermit, damit Du weißt, wie Du mit mir dran bist.

Röse."

Als Marie den Brief gelesen hatte, legte sie ihn langsam vor sich nieder auf den Tisch, stützte den Kopf auf die linke Hand, und saß ein Weilchen ganz still in tiefen Gedanken. Dann fing sie an bitterlich darüber zu weinen, daß Röse so falsch gegen sie gewesen war, Christeln so einen Brief zu schreiben; denn nun, dachte sie, wird er gewiß ein Gärtner werden wollen, da sie es ihm so vorgelobt hat; und ich bin angeführt, und muß eine Fischerfrau werden!

Wie sie das hin und her bedacht hatte, nahm sie sich vor, sie wollte Rösen bitten, den Brief nicht fortzuschicken, und sie ging hin, um die

Schlafende sogleich deßwegen zu wecken. Sie stand schon vor der Kammerthür; aber Angst und Schaam hielten sie zurück, ihren Vorsatz auszuführen; auch dachte sie: am Ende thut Röse denn doch, was sie will, und betrügt mich von neuem.

Da fiel ihr mit einem Male ein, daß es das Klügste wäre, wenn sie Rösen nichts sagte, sondern lieber einen noch verliebtern Brief an ihren Peter schriebe, und auf diese Art ihrer Schwester den Rang abliefe. Geschwind holte sie Dinte, Feder und Papier aus des Vaters Stube, und setzte sich hin, um an Petern einen so verliebten Brief zu schreiben, wie es noch nie einen gegeben habe.

Sie machte den Anfang gleich mit: „Mein „allerliebster Peter!“ anstatt daß Röse blos geschrieben hatte: „mein lieber Christel!“ und dann fuhr sie fort: „Ach, ich habe eine ganz „entsetzliche Todesangst“ — und übersprang auch hier Rösens kaltes: „ach, ich habe „so eine Angst“ — mit großem Triumphe. — „Das soll schon gehn!“ rief sie, klatschte in die

Hände, und tauchte dann die Feder geschwind recht tief ein, um gleich recht viel hinterher zu schreiben. Aber mit einem Male wollte es nicht mehr gehn. Sie dachte, es läg' an der Feder, und holte sich eine andre; aber sie mochte immer noch nicht die rechte getroffen haben, denn es wollte mit dieser um nichts besser gehn, als mit der vorigen. Je mehr sie auf die Worte studirte und sann, je mehr sie schrieb und ausstrich, und wieder schrieb und wieder ausstrich, desto weniger wollt' es ihr glücken. Kräftiger klang Manches zwar, aber nie so natürlich und gefallend, wie ihr Rösens Worte vorkamen.

Wie sie sich so eine halbe Stunde gequält hatte, und es ihr gar nicht nach Wunsche gelingen wollte, gab sie den Gedanken auf, einen verliebtern Brief zu schreiben, als Röse; denn sie sah, daß der ihrige, troß aller Mühe, die sie sich gab, nichts weniger als einschmeichelnd ward; und nun seufzte sie: „Ach wenn er dann „doch nur wenigstens eben so verliebt würde, „als Rösen ihrer, damit ich nicht so sehr verlor„nes Spiel gegen sie habe!“

Da kam sie auf den Gedanken, daß schlechterdings kein Brief just eben so gut und verliebt, wie Rösens Brief seyn könne, der nicht eben die Worte enthielte, die Röse geschrieben hatte; und daß also das sicherste Mittel, einen eben so guten und verliebten Brief zu schreiben, wie Röse, ohnfehlbar dieses sey: wörtlich Rösens Brief abzuschreiben, und nichts als die Namen Christel und Röse, in Peter und Marie umzuändern.

Gedacht — gethan. Nach ein Paar Stunden lag an Petern ein eben so verliebter Brief da, wie an Christeln; und sie fand, daß er ihr bei weitem nicht so viel Kopfbrechens gemacht hatte, als der, welchen sie vorhin angefangen hatte. Nun legte sie ihn zusammen, machte ein Kleckchen goldgelbes Siegellack darauf, und drückte es mit ihrem Fingerhute breit.

Röse hatte einen guten, gesunden Schlaf, und wachte nicht auf, als Marie wieder zurück in die Kammer kam, den Originalbrief in den Schrank schob, und sich zu Bette legte. Wer war nun glücklicher, als Marie! Vergnügt schlief sie ein, und vergnügt stand sie nach ein Paar Stunden

wieder auf. Da war aber Röse nicht mehr zu hören und zu sehen, denn Die hatte sich schon in aller Stille mit ihrem Briefe davon geschlichen, und hatte ihn zu Nachbars Töffeln getragen, daß er ihn bestellen solle. Marie sah sie aus dem Nachbarshause heraus kommen, und lief nun hin zur alten Mutter Dore, und trug Dieser die Besorgung des ihrigen auf. Als hernach beide Schwestern im Garten zusammen kamen, sagten sie sich einen recht freundlichen guten Morgen, und waren ungewöhnlich vergnügt, tanzten lustig zur Arbeit, und fanden heute Alles spielend leicht, was ihnen sonst sauer wurde. Der Vater konnte sich das nicht erklären; aber die Mädchen? — die wußten es wohl, doch sagten sie's nicht.

Töffel kam ungleich früher ans jenseitige Ufer des Flusses, als Mutter Dore; denn er war etwas früher abgefertigt worden, und sprang auch sehr munter und leicht den Weg hin, den er zu machen hatte. Mutter Dore aber hinkte auf dem rechten Fuße ein wenig, und konnte daher das Springen nicht wohl leiden.

Christel erhielt also seinen Brief zuerst, und zwar ganz heimlich, ohne daß Jemand etwas davon gewahr ward. Als er ihn las, ward er mehrere Male blutroth im Gesichte, und ließ ihn zweimal auf die Erde fallen, denn er konnte ihn schlechterdings nicht fest halten.

Töffel mußte unten warten, und er ging hinauf in die Kammer, und schrieb folgendermaßen:

„Meine liebe Röse!

Deinen Brief habe ich erhalten, und daraus ersehen, daß es mit der Gärtnerei doch ein ganz andres Ding ist, als ich mir sonst immer vorgestellt habe; ich will daher recht gern ein Gärtner werden, wenn mich die Reihe trifft, weil es so hübsch ist, und absonderlich, weil ich Dir damit einen Gefallen thue; und meinem Bruder will ich kein Wort sagen, davor kannst Du ganz ruhig seyn. Nun leb wohl, denn Töffel sagte, daß er höchstens eine gute Viertelstunde Zeit habe, und die ist nun vorbei. Heute Abend aber, wenn ich mehr Zeit habe, will ich Dir einen ordentlichen langen Brief schreiben und ihn Dir Morgen selbst

mit hinunter bringen, damit er nicht in unrechte Hände kommt.

Christel."

Nachdem er Töffeln abgefertigt hatte, nahm er das alte, weltliche Historienbuch, das auf dem Brete über der Stubenthüre lag, ging wieder damit in die Kammer, und fing an, nach einem recht zärtlichen, verliebten Reime zu suchen, um seinen Brief heute Abend eben so hübsch schließen zu können, wie Röse den ihrigen geschlossen hatte.

Unterdessen hatte Peter den Brief von Marien auch erhalten, und kam nun lustig und guter Dinge in die Stube gesprungen, und weil er keinen Menschen darin sah, auch Niemanden in der Kammer vermuthete, so fing er an zu singen: Ich bin dein, und du bist mein, so soll es nun und immer seyn u. s. w.

Christeln verging der Athem vor Schreck, wie er das hörte, doch saß er still und rührte sich nicht. Als aber Peter nun auch noch ein Paar prosaische Stellen aus dem Briefe wörtlich zu deklamiren anfing: da war er überzeugt, daß Peter seinen Brief hinterlistiger Weise gelesen habe. Er

warf das Buch weg, warf den Stuhl um, auf dem er saß, stürzte in die Stube, und schalt und lärmte auf Petern los, daß Dieser nicht wußte, wie ihm geschehen war.

Wie sie sich lange gezankt hatten, entdeckte es sich endlich, daß Jeder einen Brief von seinem Mädchen erhalten hatte, daß die Briefe, sie mochten sie so oft und so sorgfältig vergleichen, wie sie wollten, wörtlich gleichlautend waren, und daß nichts als die Namen, wie es sich gehörte, von einander abwichen. Nun standen sie mit offenen Mäulern da, und konnten es nicht begreifen, wie zwei Mädchen, ohne Verabredung, zwei so völlig gleichlautende, bogenlange Briefe zu schreiben im Stande gewesen wären. Bald meinten sie, es sey gar nicht möglich, und bald wieder, weil sie sich mit keinem Mißtrauen an ihren Bräuten versündigen wollten, es käme daher, daß die Mädchen ihnen Beiden gleich gut wären, ihren Garten gleich lieb hätten, und bei einem und demselben Schulmeister schreiben gelernt hätten. Doch hatten sie noch manchen Zweifel, den sie sich nicht zu lösen wußten. Sie nahmen sich also vor, den

Herrn Schulmeister zu befragen, um nach dessen Ausspruche ihr weiteres Verhalten gegen die Mädchen einrichten zu können.

Sie gingen hin zu ihm, und legten ihm, ohne Marien und Rösen zu erwähnen, blos im Allgemeinen ihre Streitfrage vor, ob es wohl möglich sey, daß zwei Menschen, ohne sich ihre Gedanken mitzutheilen, zwei bogenlange wörtlich gleichlautende Briefe schreiben könnten, wenn sie's in einer und derselben Angelegenheit thäten, und bei einem und demselben Schulmeister schreiben gelernt hätten?

Zu ihrem Schreck ging seine Antwort bestimmt und entscheidend dahin, daß dies schlechterdings nicht möglich sey; und den unumstößlichen Beweis für seine Behauptung leitete er daher, daß sogar die heiligen vier Evangelisten von einer und derselben Sache nie mit gleichlautenden Worten geschrieben hätten, ob sie gleich von einem und demselben heiligen Geiste wären inspirirt gewesen.

„So sind wir betrogen," riefen Peter und Christel — „und die Mädchen haben uns foppen „und zusammenhetzen wollen."

„Warte, Jungfer Röse!“ — „Warte, „Jungfer Marie!“ Du sollst einen Brief haben, „den du nicht an die Wand stecken wirst. Geb' „Er einmal Papier und Feder und Dinte her, „Herr Schulmeister. Oder, noch besser, schreib' „Er mir einmal gleich einen Brief an Marien“ — „und mir einen an Rösen“ — „denn wenn man „selbst schreibt, da vergißt man immer das Be„ste; aber dictiren kann man wohl.“

So riefen Beide auf den betroffenen Schulmeister los, der kein Wort von dem allem verstand. Als sie es ihm erklärt hatten, und er nun noch immer fragte, und zögerte, und sich weigerte: da warfen sie ihm Jeder einen halben Gulden auf den Tisch; und sogleich saß er, und nahm die Feder in die Hand. Weil Jeder zuerst, und Keiner zuletzt seinen Brief haben wollte, so beschlossen sie endlich, ihrer Beider Sache gleich in einem Briefe abzuthun, und nun dictirten sie Beide abwechselnd so rasch durch einander, daß ihr Secretair kaum mit seiner flüchtigsten Feder nachkommen konnte.

„Jungfer Marie! — Jungfer Röse!

Nun weiß ich es, daß Du mich hast vor'n Narren halten wollen, und daß Du erzfalsch bist.

Und ich weiß es auch, das heißt: ich Christel weiß es.

Aber vor'n Narren lassen wir uns Beide nicht halten, und auch nicht zusammenhetzen, daß es beinahe zu Schlägen zwischen uns gekommen wäre.

Es ist recht schlecht, so was an zwei Brüdern zu thun.

Ich sehe nun ein, daß es mit Deinem Gutseyn nur erlogen war, und daß Du mich betrogen hast. Mit einer Lügnerin und Betrügerin mag ich nichts zu thun haben.

So spreche ich auch. Und das von dem Gartenwesen und von dem lieben Gott seiner Freude, ist gewiß auch nicht wahr. Und was schimpfst Du mich denn eine Fischotter? Warte, ich werde Dich eine Grasemücke schimpfen!

Vorher war ich, das heißt: Peter, der Gärtnerei so abgeneigt nicht, aber nun will ich ein Fischer bleiben, und will mich nicht in Acht neh-

men, und dann unversehens aus dem Kahne fallen, daß ich mit gutem Gewissen ertrinken und sterben kann.

Und ich will gehn, so weit mich meine Beine tragen und Soldat werden. Präsentiren und feuern kann ich schon.

Hinunter komme ich morgen mit keinem Schritte. Das kannst Du, Marie, nur Deinem Vater sagen.

Und ich, Christel, will auch kein Narr seyn und kommen, und mich etwa noch auslachen lassen.

Darnach könnt ihr Euch richten. Damit Gott befohlen.

Peter. — Christel."

Man wird vielleicht glauben, daß, wenn die beiden halben Gulden nicht auf dem Tische gelegen hätten, der Schulmeister gewiß nicht so einen Brief an die Töchter seines Herrn Gevatters geschrieben hätte. Allein nichts ist gewisser, als daß er auch ohne die halben Gulden geschrieben hätte. Er war ein ehrlicher und verständiger Mann, und nahm sich vor, den beiden Hitzköpfen

für jetzt den Willen zu thun, um sie austoben zu lassen; hernach aber auch gleich den schlimmen Folgen, die so ein Brief haben könnte, vorbeugen zu helfen. Deswegen machte er sich anheischig, in eigner Person den Brief an Ort und Stelle zu bringen, um, wie er sagte, die beiden halben Gulden nicht mit Sünden zu nehmen.

Als er nach Mittag in Steffens Haus kam, fand er Marien und Rösen in der Stube beisammen, wie er sich's gewünscht hatte.

„Was habt, ihr gottlosen Mädchen, denn „für einen dummen Streich gemacht?“ — war seine Anrede — „Wendet die edle Schreibekunst, „die ich euch gelehrt habe, doch zu was Besserm „an, als zu solchen Betrügereien und Briefen!“

Beide wurden feuerroth, und wollten davon laufen; aber er stellte sich ihnen in den Weg, daß sie bleiben mußten, und las ihnen nun, mit möglichstem Nachdruck, den Fehde- und Absage-Brief vor. Sie weinten, und schluchzten, und rangen die Hände; doch er ließ sich nicht stören, sondern las fort; und je lauter ihr Jammer wurde, desto

mehr schrie er, so daß keines der Donnerworte ungehört verloren ging.

Röse war betäubt; sie wußte nicht, ob sie träume oder wache, denn ihr war Alles unerklärbar; aber Marie ahnete den ganzen Zusammenhang, und ihre Angst ward fast zur Verzweiflung.

„Vergieb mir, liebe Röse! ich bin an Allem Schuld!" schluchzte sie am Halse ihrer Schwester. Dann fiel sie vor ihr auf ihre Kniee, erzählte ihre nächtliche Dieberei, und stand nicht eher wieder auf, als bis Röse überzeugt war, daß sie's aus keiner bösen Absicht gethan, und ihr versprochen hatte, daß Alles vergeben und vergessen seyn solle.

Aber wie nun wieder gut machen, was einmal schon so schlimm geworden war? — Sie wollten Beide fort, wollten zu Petern und Christeln laufen, wollten ihnen erzählen, wie Alles gekommen wäre; aber der Schulmeister stellte sich ihnen zum zweiten Mal in den Weg, und ging nicht von der Thüre, bis endlich, durch ein glückliches Ohngefähr, der Vater hereintrat.

Er war bestürzt, als er seine Töchter in diesem Zustande sah; aber eh' er noch fragen, eh' der Schulmeister noch erzählen konnte, hingen sie Beide schon an seinen Armen und flehten: „Ach, helft uns, Vater! rettet uns aus der „Noth! — Peter will ins Wasser fallen! — „Christel will unter die Soldaten gehen! — Peter ist mir nicht mehr gut! — Christel ist „mir nicht mehr gut!“

Um dem Vater aus der Verwirrung zu helfen, nahm nun der Schulmeister das Wort, und erzählte, was vorgefallen war. Der Vater schüttelte den Kopf, und las den Mädchen den Text; doch schalt er sie nicht. Hernach, als er sich ein wenig besonnen hatte, ließ er sich seinen Rock bringen, zog ihn an, und sagte zu dem Schulmeister: „Herr Gevatter, komm' Er einmal „mit!“ zu den Mädchen aber: „Ihr bleibt „hier;“ und dann ging er fort.

Sie sahen ihm betrübt und weinend nach. Wohin er ging, das war nun wohl keine Frage; aber ob er noch zur rechten Zeit kommen, und was er ausrichten würde, das war wohl eine

„Wenn er nur schon dort wäre!“ seufzten sie — „eh' mein Peter ins Wasser fällt — eh' mein „Christel davon läuft!“ Dann trösteten sie sich wieder gegenseitig, daß Christel ja wohl noch einzuholen seyn werde, und daß Peter ja schwimmen könne.

So verstrichen drei ängstliche Stunden. — „Horch, Schwester!“ — Die Hausthür ward geöffnet; der Vater, der Schulmeister, Peter und Christel traten herein, und Alle sahen so munter und heiter aus, daß die Mädchen gleich wußten, es war Alles wieder gut. Die beiden Fischer liefen rasch auf ihre Mädchen zu, umschlangen sie fest mit ihren Armen, küßten und herzten sie, und wurden von ihnen wieder geküßt und geherzt. Nachdem sie so die Wonne des Wiederversöhnens nach dem Zwist in ihrer ganzen Süßigkeit genossen hatten, ging ihre Empfindung erst in Worte über, und nun war des Selbstanklagens, des Bittens, des Vergebens, und des Dankens gar kein Ende. Hernach kam die Reihe ans Erzählen, und nun hörten die Mädchen, daß Peter und Christel, und der Vater und der Schul-

meister Alle zusammen schon beim Herrn Pfarrer gewesen wären und zum nächsten Sonntag das Aufgebot bestellt hätten. Die Mädchen durchzitterte ein freudiger Schrecken, und die Lippen erstarrten ihnen mitten in der Rede. Die Fischer aber schlossen sie jauchzend in die Arme, und brachten mit den innigsten Küssen wieder Leben und Bewegung in die erstarrten Lippen.

„Und wer von uns ein Fischer bleiben, und „wer ein Gärtner werden soll, das haben wir „nun auch ausgemacht, liebe Marie.“

„Ja, 's ist wahr,“ fiel Christel ein — „darüber sind wir nun auch einig.“

Mit Lebhaftigkeit fuhren die Mädchen in die Höhe.

„Nun wer denn? — wie denn? — wie „habt Ihr's denn ausgemacht?“

Die beiden Schelme blinkten sich listig zu, und lachten, und gaben keine Erklärung, als die, daß es ein Geheimniß sey, daß es recht spashaft seyn werde, und daß die Mädchen es schon erfahren sollten, wenn's Zeit dazu wäre.

Nun hätte man das Schmeicheln sehen, die süßen Worte hören sollen, welche die Mädchen gaben, um das Geheimniß heraus zu locken. Doch die Bursche ließen sich streicheln und schmeicheln, und sich küssen und gute Worte geben, denn das behagte ihnen sehr wohl; aber ihr Geheimniß ließen sie sich weder abküssen, noch abschwatzen, sondern schäkerten und neckten die Mädchen mit ihrer Neugierde; und wenn diese böse werden wollten, so beriefen sie sich auf den ausdrücklichen Willen des Vaters und auf ihr fest gegebenes Versprechen.

Der Vater und der Schulmeister, die unterdessen im Garten gewesen waren, kamen endlich wieder zurück. „Dachten wir's doch" — riefen Beide im Hereintreten — „Liebesvolk, „närrisches Volk. Bald beißt sich's, bald schnäbelt sich's!" Der spaßhafte Schulmeister setzte noch hinzu: „Gelt, ihr Bursche, nun hättet Ihr „Eure beiden halben Gulden gern wieder? Seht „einmal, wie sie blinken und blitzen! Aber es „wird nichts. Was in meinen Händen einmal „ist, das ist so fest verwahrt, wie im Schooße der

„Kirche; davon bekommt kein Mensch einen Dreier „wieder.“ — So neckte er sie ein Weilchen, und sie lachten dazu, weil sie wieder mit ihren Mädchen versöhnt waren, und ihm das Geld also, als ihrem Vermittler, von Herzen gönnten. Allein noch eh' sie aus einander gingen, drang er es ihnen auf, so sehr sie sich auch dagegen sträubten, und gab ihnen, wegen ihrer aufbrausenden Hitze, noch manche gute Lehre obenein.

Und Steffen rieth ihnen Allen, das ganze Briefschreiben künftig hübsch bleiben zu lassen, „denn,“ sprach er — „ich habe mein Tage gehört, daß unter Liebesleuten immer nichts Kluges dabei herauskommen soll. Spart Eure halben Gulden, und Papier, Feder und Dinte für „die neue Wirthschaft; und wenn Ihr Euch im „Schreiben üben wollt: so schreibt hübsch bei Heller und Pfennig auf, was Ihr einnehmt, und was „Ihr ausgebt. Das bringt mehr Segen. — — „Und von dem, was wir beschwatzt haben — Ihr „werdet mich wohl verstehen, Peter und Christel — „davon haltet die Mäuler; denn sonst machen die „Mädchen uns wieder einen Spuk drein.“

„Vater, wir sagen kein Wort,“ antworteten sie ihm, nahmen dann Abschied mit dem Schulmeister, und gingen heim, ohne daß die Mädchen etwas herausgelockt hatten.

Sie sahen und sprachen sich morgen und übermorgen, und jeden folgenden Tag, und Marie und Röse tippten und lockten und horchten, aber immer erfuhren sie nichts. Von dem Vater war am Allerwenigsten etwas heraus zu bringen.

Aber vom Schulmeister? — Auch nicht; denn Der stand seinem Gevatter bei. Indessen, er hatte, außer seinem übrigen Ehesegen, zwei erwachsene Töchter, mit denen waren Marie und Röse ziemlich vertraut, und hinter diese steckten sie sich nun. Der Einfall war so übel nicht. Sie erfuhren von ihnen doch wenigstens gleich so viel, daß das bis jetzt eigentlich noch gar nicht ausgemacht wäre, wer von den beiden Fischern wirklich ein Gärtner werden solle, sondern daß man sich nur über die Art, wie die Entscheidung geschehen solle, vereinigt habe. Aber welche Art dies sey? das wußte Niemand, denn darüber beobachtete auch der Papa Schulmeister

ein tiefes Stillschweigen, und man mußte sich also einstweilen mit dem Wenigen behelfen.

Es verging ein Tag nach dem andern; aus den Tagen wurden nach und nach Wochen; und ehe man sichs versah, waren die sämmtlichen Glieder der christlichen Gemeinde schon zweimal von der Kanzel herunter ermahnt worden, sich in Zeiten zu melden, wenn sie gegen Peters und Mariens, oder gegen Christels und Rösens Vorhaben, sich in den Stand der heiligen Ehe zu begeben, irgend etwas einzuwenden hätten. Mancher und Manche, die lieber selbst mit einem von den Mädchen, oder mit einem von den Burschen so ein Vorhaben ausgeführt hätten, wenn es nur möglich zu machen gewesen wäre, hätten freilich wohl Manches einzuwenden gehabt; doch hielt Niemand für dienlich, sich deshalb bei dem Herrn Pfarrer zu melden; und die Zubereitungen zu den Hochzeiten gingen also ungehindert ihren raschen Gang fort. In Steffens Hause wurden nach gerade schon Anstalten zum Hochzeitschmause gemacht, und in seinem Hause

sowohl, als auch in Mutter Lenens Hause wurde ein großes nagelneues, blau angestrichenes Brautbette aufgeschlagen. Welches nun aber für die älteste, und welches für die jüngste Tochter seyn solle, das war keinem von beiden anzusehen, denn sie waren beide gleich schön, gleich lang, und gleich breit.

Wie das die Mädchen ärgerte! wie beschämt sie in ihren Herzen da standen, wenn eine neugierige Nachbarin nach der andern geschlichen kam, um zu horchen, um sich so unter der Hand ein wenig zu erkundigen, wie es denn eigentlich noch werden solle, und sie dann keiner eine bestimmte Antwort geben konnten! Weinen hätten sie mögen, und mußten sich zwingen zu lachen, und zu thun, als ob es ihnen recht spashaft wäre. Hatte man so was auch in seinem Leben gehört, daß zwei Bräute, zwei Tage vor der Hochzeit, noch nicht wußten, was ihre künftigen Männer für ein Gewerbe treiben würden, und wo eigentlich ihre Brautbetten ständen? —

Da kamen, zu großer Freude, noch den Abend, als es schon dunkel war, des Schulmei-

sters Töchter gesprungen, klopften leis' ans Fenster, und winkten Marien und Rösen zu sich hinaus. Der Vater und die Mutter waren zeitig zu Bette gegangen, sie aber waren noch aufgeblieben, und hatten in der Stube gesessen und genäht; da hatten sie den Vater behorcht, wie er mit der Mutter in der Kammer sprach. Alles hatten sie freilich nicht verstehen können, aber doch Manches; und waren sie nun gleich noch nicht ganz und gar hinter das Geheimniß gekommen: so hatten sie jetzt doch wenigstens eine sehr gute Spur.

Das Wort Wettstreit hatten sie deutlich gehört; auch daß der Vater gesagt hatte, es käme nun darauf an, welcher von den beiden Fischern die meiste Stärke und Gewandheit habe, und daß dieser entscheidende Wettstreit am Abend des Hochzeittages vor sich gehen solle.

Was das nun aber für ein Wettstreit werden solle, darüber waren die Stimmen lange sehr getheilt.

„Kinder,“ fing endlich des Schulmeisters älteste Tochter an, die manchmal heimlich welt=

liche Bücher las — „Kinder, ich habe so meine „Gedanken. Wenn sie's nur nicht etwa machen „sollen, wie in England die vornehmen Lords!“

„Nun, wie machen es denn Die?“

„Ih, wenn Die so was vorhaben: so zie„hen sie die Röcke aus — denn solche Leute sind „immer prächtig angezogen — und dann schlagen „sie nach dem Takte mit geballten Fäusten auf „einander los, wie unser eins in der Scheune mit „dem Dreschflegel aufs liebe Getreide, und die An„dern sehen dann zu, und das nennen sie baxen.“

Man wandte ihr ein, Peter und Christel würden doch wohl nicht närrisch seyn, und es so machen wollen, wie die Lords in England; aber sie meinte, es würde sich zeitig genug ausweisen, und sie unterstützte ihre Meinung noch damit, daß der Vater gewaltig viel auf die Engländer halte, und bei jeder Gelegenheit spreche: Es sollte bei uns so seyn, wie in England — oder: wir sollten's machen, wie die Engländer. Da besann sich die jüngere Schwester mit einem Mal darauf, daß sie auch gehört hatte, daß der Vater, als er von dem Wettstreit sprach, einmal das Wörtchen

Land sagte; ob er nun aber Deutschland, oder Holland, oder wirklich England gesagt hatte, das wußte sie nicht, doch war leicht einzusehen, daß er nicht werde von Deutschland und Holland gesprochen haben, denn dieses konnt' er nicht leiden, und in jenem wohnte er ja: was brauchte er also davon mit der Mutter zu sprechen? Also England war es gewiß gewesen. —

Du lieber Gott! was das aber für ein Einfall war! wie Steffen nur zu so was hatte seine Einwilligung geben können! Also baxen — oder auf gut deutsch — prügeln sollten sie sich! Freilich nur im Spas; aber wenn nun, wie das bei solchen Gelegenheiten fast immer der Fall ist, aus Spas Ernst würde? wenn sie sich nun blaue Flecke schlügen? oder blutige Köpfe? oder Arm und Bein entzwei? oder wohl gar todt? und das Alles — was das Aergste war — noch dazu am Hochzeitabend! — Daß sich Gott erbarme! was für einen dummen Spas hatten sie sich da ausgedacht! — —

Gegen den Vater schwiegen Marie und Röse; aber als am andern Abend die Fischer zum

Polterabendspectakel kamen, nahmen sie Beide gleich in eine andre Stube, sagten ihnen, daß sie's nun wüßten, wie es werden solle, und fragten sie, ob sie sich denn nicht schämten, solche dumme Streiche machen zu wollen, wie die Lords in England, die so närrisch wären, daß sie sich alle halb todt baxten und ganz todt schössen! — Dann stellten sie ihnen recht vernünftig vor, was für üble, unglückliche Folgen aus so einer Prügelei entstehen könnten, welches sie dann mit den Beispielen aller krummgeheilten Arme und Beine und Nasen, die in dem ganzen Kirchspiele auf ähnliche Weise, seit Menschen Gedenken, verunglückt waren, kräftigst unterstützten. Ihr Muth wuchs, als sie sahen, daß die beiden Fischer in sich gingen, und ihnen, ohne etwa noch lose Mäuler zu haben, so vernünftig und ernsthaft zuhörten. Dadurch bekamen sie immer mehr Muth, und drangen nun ernstlich in sie, von der Thorheit abzustehen, und es lieber ihnen zu überlassen, ein Vergleichungsmittel auszusinnen, „denn" — sagten sie — „ob wir gleich „nur einfältige Mädchen sind: etwas Geschei-

„teres bringen wir gewiß zu Markte, weil es „gar nichts Dummeres geben kann, als was Ihr „Euch ausgesonnen habt.“

Mit dem schönen Bewußtseyn, ihren Bräutigams recht derb die Wahrheit, und überhaupt viel Nützliches und gut Durchdachtes gesagt zu haben, schwiegen sie endlich, um von den bekehrten Sündern den schuldigen Dank einzuärndten; aber — man denke sich ihre Bestürzung und Beschämung — Peter und Christel fingen nun mit einem Male an laut zu lachen, und gaben ihnen die wiederholte Versicherung, daß sie fehlgeschossen hätten.

Also war es wieder nichts! und eine schöne lange Rede war abermals in den Wind gesprochen! Das war unausstehlich! Wie viel hätten die Mädchen nun darum gegeben, wenn sie ihre Weisheit für sich behalten — oder, noch besser — wenn sie auf das alberne Geschwätz der gelehrten Tochter des Schulmeisters nicht gehört hätten! — Doch es war einmal geschehn, und sie mußten sich mehr als jemals zwingen, zu einem bösen Spiele freundliche Gesichter zu machen. Sie ver-

bissen ihren heimlichen Aerger, so gut sie konnten; aber in ihren Herzen dachten sie: Wartet! wir wollen's euch schon gedenken.

Die Morgensonne leuchtete endlich den lang' ersehnten, lieben Hochzeittag mit seinen Myrtenkränzen und flatternden Bändern, mit seinem freudigen Herzklopfen, und seinem ahnungsvollen Erröthen, mit seinen lauten Jubelgesängen und seinen heimlichen Seufzern der Wonne, hell und glänzend herauf. Die Mädchen hießen ihn freudelächelnd willkommen, und über der festlichen Geschäftigkeit mit schönen Tüchern, und Blumen, und Schleifen, vergaßen sie leicht die gestrige, selbstverschuldete Kränkung.

Umgafft von der ganzen, schon früh versammelten Gemeinde, gingen sie mit ihren Bräutigams zu dem Altare, und Junge und Alte zischelten sich in die Ohren, daß zwei so hübsche Paare, wie heute, lange nicht auf der Stelle gestanden hätten. Vater Steffen und Mutter Lene hörten mit elterlicher Freude ihrer Kinder frohes, herzliches Ja; und mit gen Himmel ge-

richteten, nassen Augen beteten sie den Segen, den der Herr Pfarrer sprach, voll Andacht und Innigkeit nach. Mit den Bildern einer schönen, glücklichen Zukunft im Herzen, ging man, nach geendigter Feierlichkeit, in Steffens Hütte zurück, und setzte sich zum frohen Mahle an den, zwar reichlich besetzten, doch nicht überladenen Tisch. Zufriedenheit würzte die Speisen; Mäßigkeit füllte die frohen Becher; und Frohsinn und unschuldige Scherze beseelten die kunstlosen Gespräche. Da saß Keiner mit am Tische, der einer drückenden Rücksicht wegen wäre eingeladen gewesen; Keiner, vor dem man sich tief zu bücken, oder in den Aeußerungen seiner Freude zu scheuen, nöthig gehabt hätte. Lauter Freunde und gute, getreue Nachbarsleute, die man gern sah, die gern da waren, saßen in Eintracht neben einander, ohne daß Einer des Andern Worte und Mienen mit hämischer Waage wog, und Jeder trug, unerkünstelt und unbekritelt, zur gemeinschaftlichen Freude, so gut er es vermochte, sein Scherflein mit bei.

Ehe man aufstand vom Tische, ward besprochen, was man mit dem übrigen Theile des

Tages anfangen wolle, und es ward allgemein dafür gestimmt, daß man den Nachmittag im Garten zubringen wolle. Für den Abend schlug Steffen eine Spazierfahrt auf dem Wasser vor, denn Kähne waren in Menge da, weil der größte Theil der Gäste aus Fischern bestand, die Alle auf ihren Kähnen angekommen waren. Mit allgemeinem Jauchzen ward der Vorschlag aufgenommen; man überrechnete die Anzahl der Kähne und der Gäste, und freute sich, daß Alle so gut Theil nehmen konnten an dem Vergnügen, das man sich versprach; und man nahm gleich Verabredung, wie man sich vertheilen wolle in den Kähnen, damit dieß den Abend weiter keinen Aufenthalt mache, sondern Jeder gleich wisse, wo und bei wem er sitzen solle. Peter und Christel wollten Jeder allein mit der Braut in ihren Kähnen fahren, und man bewilligte ihnen, als den Hauptpersonen bei dem Feste, den kleinen Eigensinn leicht. Steffen und Lene, nebst dem Herrn Pfarrer und Schulmeister, machten sich ihre Sitze in den beiden zusammengebundenen Kähnen der beiden ältesten Fischer, die in der Gesellschaft waren,

aus; und so verglichen sich Alle, wie sie am besten zusammen gehörten und sich schickten. Die Freude war schon im voraus allgemein; aber bei Keinem größer, als bei den Brautleuten, denn Die erinnerten sich noch der Fahrt vor drei Wochen, wo sie so glücklich waren, und sich so ungern trennten. Heute brauchten sie sich ja nachher nicht mehr zu trennen — war es Wunder, daß sie sich da doppelt freuten?

„Das soll einmal eine Fahrt werden," rief Christel — „ich will rudern, was das Zeug hält."

„Wollen wir einmal probiren, wer es am „besten kann?" so rief Peter, und hielt seinem Bruder die offene Hand hin. „Topp, lieber „Peter!" rief Christel, und schlug fröhlich ein.

Vater Steffen fragte seine Töchter, welcher von den beiden muthigen Fischern dem Andern wohl den Rang ablaufen werde, und es war eine Lust, mit anzuhören, mit welchem Eifer Jede dem ihrigen die Ehre zusprach. Alle Gäste nahmen nach und nach Parthei; der Eine stimmte für Petern, der Andre für Christeln; man bot Wetten aus und nahm Wetten an; und jede Braut

versprach ihrem Bräutigam ein schönes, seidenes Tuch, als Ehrenzeichen, wenn er Sieger werden würde. Da zischelte Jeder seiner Braut ins Ohr: „Zieh Dich nur hübsch leicht an, damit es desto „flinker geht.“ — So ward unter Scherz und Jubel die Mahlzeit geendet, und dann verlief man sich in dem Garten. —

Wie es gegen Abend kam, und die Männer sich zur Abwechslung ein bischen mit Kegeln die Zeit vertrieben, holten Marie und Röse zwei seidne Tücher, zu Preisen bei der Kahnfahrt, und zeigten sie heimlich der Mutter Lene, und fragten sie, ob sie auch hübsch genug wären. Mutter Lene sah ihre herzliche Freude daran, besah sie rechts und links, und wog sie in der Hand, und je mehr sie sie sah und wog, desto mehr mußte sie sie loben, und sich schon im voraus darauf freuen, was Peter und Christel für Augen machen würden.

„Das sollen sie auch,“ sagte Marie — „aber nicht eher, als auf den Abend, wenn es „los geht.“

„Ja, und dann,“ sagte Röse — „dann „binden wir sie an Stangen, und lassen sie, wie

„die Fahnen auf den großen Schiffen, hoch in „der Luft wehen.“ Und nun tanzten Beide, vor Freude über den kommenden Jubel, vor der guten Schwiegermutter herum.

„Aber sagt mir nur, ihr Mädchen,“ fragte Diese endlich mit bedeutendem Tone und sah ihnen lachend in die Augen — „merkt Ihr denn gar „nichts?“

„Was denn, liebe Mutter? — Was sollen „wir denn merken?“

„Ih, was sonst, als daß Ihr angeführt „werdet?“

„Angeführt? — Von wem denn? Womit „denn?“

„Nun, wenn ich wüßte, daß Ihr mich nicht „verriethet, und Euch gar nichts merken ließet: „so wollt' ich es Euch wohl im Vertrauen sa„gen.“ —

„Mutter, von uns soll gewiß und wahrhaf„tig kein Mensch etwas erfahren, und wir wollen „uns auch gar nichts merken lassen.“

„Nun so hört. Die Kahnfahrt — aber es „kann uns doch Niemand hier behorchen? — Die

„Kahnfahrt, Kinder, ist eine gelegte Karte vom „Schulmeister, vom Vater und von Petern und „Christeln. Seht, sie haben ausgemacht: wer „zuerst mit seiner Braut hinauf an mein Häus= „chen kommt, Der soll alsdann gleich mit ihr für „beständig da bleiben, und der Andere soll wieder „zurückfahren nach Eures Vaters Hause. Also, „wer am schnellsten rudern kann, Der soll Fischer „bleiben, und wer überwunden wird, Der soll „Gärtner werden. — Und davon habt Ihr bei „Tische ganz und gar nichts gemerkt?“

Nun ging den Mädchen mit einem Male ein Licht auf, wer weiß wie groß; nun konnten sie sich mit einem Male Alles erklären, und be= griffen nur nicht, wie sie mit offenen Augen so blind gewesen waren, nichts von der Betrügerei zu entdecken, sondern noch obenein ihre schönen, seidenen Tücher zu Preisen auszusetzen.

Als sie ein Weilchen auf sich selbst geschmählt hatten, fingen sie an, auf die Bosheit ihrer Bräutigams zu schelten, und ihr Dichten und Trachten ging nun einzig und allein dahin, sich an ihnen zu rächen, und sie, wo möglich, in ih=

ren eignen Netzen zu fangen, um sie desto treffender am Ende auslachen zu können. Sie nahmen sich deswegen vor, sich nun gar nicht in die Kähne zu setzen, sondern sich zu verstecken, wenn es Abend würde, und so Alle, die sie bis jetzt in der Stille ausgelacht hatten, mit einem Male recht derb anzuführen. Aber da bat sie die Mutter himmelhoch, dieß wenigstens ihr nicht zu Leide zu thun, wenn sie's auch allenfalls, aus Schabernack gegen die Andern, zu thun Lust hätten. Ueberdem, auf eine Art mußte die Entscheidung doch geschehen: warum also nicht auf diese ganz unpartheiische und lustige Art? —

„Nun gut, Mutter! Euch zu gefallen wol„len wir mitfahren und uns gar nichts merken „lassen. — Aber“ — dachte Jede für sich — „ich will meine Sachen schon machen.“

„Warte nur, du Musje Christel!“ sagte Röse, als sie aus einander gegangen waren — „Du hast mich anführen wollen, aber nun will „ich Dich anführen. Leicht sollt' ich mich an„ziehen? — o, ich danke schön. Was ich nur im „Leben habe, will ich anziehen; und dann will ich

„mich, wenn ich im Kahne sitze, so schwer ma„chen, als ich kann, und mich am Sitze, und „an allen Seiten und am Fußboden anstemmen, „daß Du sollst deine Noth haben, den Kahn nur „von der Stelle zu rudern.“

Marie sprach nichts, sondern stand schweigend und sinnend im Schatten eines entfernten Baums; aber an ihren lebhaften Bewegungen und Mienen sah man, daß ihr die Rache so nah' am Herzen lag, als ihrer Schwester, und daß sie abwechselnd bald einen Gedanken erhaschte, bald ihn wieder verwarf. Auf einmal sprang sie hoch in die Höhe vor Freude, klatschte in die Hände und rief: „Nun weiß ich was! nun weiß ich „was!“ und wie der Wind war sie fort und zum Garten hinaus.

Röse sah ihre Schwester laufen, kümmerte sich aber nicht darum, wohin sie lief, sondern eilte ins Haus und schloß sich in ihrer stillen Kammer ein. Sie legte ihren Hochzeitputz ab, verwahrt' ihn in Schränken und Kasten, und trug nun alle ihre übrigen Röcke und Röckchen zusammen, und freute sich, als sie sie alle mit einander

mit einem Mal aufhob, wie prächtig schwer sie waren. Nun zog sie einen über den andern an, und nach einer Viertelstunde war ihr Kunststück so schön geglückt, daß sie schon im voraus über Christeln triumphirte; denn sie war so schwer, daß sie kaum fortschreiten konnte, und so breit, so breit —

„Nein, das geht doch nicht!“ sagte sie und schüttelte bedenklich den Kopf, als sie ihre große Rundung mit den Augen maß — „nein, das „geht wahrhaftig nicht. — Pfui! wie das aus„sieht! das wäre mein Hochzeitanzug! — Nein, „ich mag's auch dem armen Christel gar nicht zu „Leide thun, ihm seine Arbeit so zu erschweren.“

Nun stand sie ein Paar Minuten mit zusammengeschlagenen Händen da, und sah recht betrübt aus — sie mochte sich wahrscheinlich Vorwürfe darüber machen, daß sie den guten Christel so hatte quälen wollen — doch schnell erheiterte sich ihr Gesicht wieder, ihre Hände fuhren auseinander, und — so sauer es ihr wurde — hüpfte sie doch ein Paar Mal lustig im Kreise herum.

„Fort! ihr dummen Röcke!“ rief sie — „fort! fort! ich weiß was Bessers — davon soll „kein Mensch was sehen, auch Marie nicht, und „Christel nicht. Ganz leicht will ich mich an= „ziehen, ganz leicht, wie's Christel haben will; „als wenn ich tanzen wolle, will ich aussehen, „und doch — und doch will ich sie Alle anfüh= „ren.“

Eh' eine Minute vergangen war, lagen die schweren rothen, blauen und grünen, geblümten und gestreiften Röcke alle über einander auf dem Bette. Ein Paar der leichtesten behielt sie bloß an, zog ein leichtes Miederchen über, umbänderte sich am Halstuch, an den weißen Aermeln und an der Schürze. Sie sah nun so leicht und lu= stig aus, als ob sie zu Tanze gehen wolle. Ein Weilchen hüpfte sie noch in der Kammer vor dem kleinen Spiegel herum, und hielt ihm eine Schleife nach der andern hin, weil er nicht viel auf einmal fassen konnte, und dann sprang sie hinaus in den entferntesten Theil des Gartens, schlich unbelauscht an den Beeten umher und an der alten Mauer, und suchte und bückte sich und

sammelte — hat man jemals so etwas Närrisches gehört! — sie sammelte Steine. —

Steine? — Nun ja, Steine. Freilich eine sonderbare Arbeit für eine Braut am Hochzeittage; indessen, es half nichts: sie brauchte welche. Sie las zusammen, so viel sie finden konnte, kleinere und größere, und wenn sie eine hübsche Parthie zusammen hatte und ihre Taschen voll waren: so schlich sie damit zum Garten hinaus, ging ans Ufer, und legte sie versteckt in Christels Kahn, unter das Stroh, das unter ihren, schon zurecht gemachten Sitz hingelegt war. So schleppte sie nach und nach über hundert zusammen, bis sie dachte, daß es genug wären; und alsdann lief sie hin zu Christeln, und zeigte ihm, wie sie sich unterdessen so leicht und niedlich angezogen hatte.

Marie war schon da, und sah auch recht vergnügt aus. Beide sahen einander verschmitzt und schelmisch an, und Jede dachte: Magst du gemacht haben, was du willst: mein Einfall ist doch der beste.

Nachdem man zuvor noch, in der Laube bei der Kegelbahn, ein einfaches, ländliches Mahl zu sich genommen hatte, schickte man sich, mit dem Untergange der Sonne, zur verabredeten Fahrt an. Die ganze Gesellschaft saß schon in den Kähnen vertheilt, und die beiden Bräutigams standen, auf ihre Ruder gestützt, und erwarteten ihre Mädchen. Da kamen sie hüpfend und singend durch das dunkle Grün des Gartens, und schwenkten an weißen, leichten Stangen, hoch über sich, die seidenen Tücher, wie Fahnen. Alles jauchzte ihnen zu, und die beiden Wettfahrer halfen ihnen mit Freude und Jubel in die Kähne. Nun saßen sie Paar und Paar gegen einander über mit Herzklopfen, und lachten einander heimlich aus, und fürchteten sich auch heimlich ein wenig vor einander.

Es ward ausgemacht, daß die ganze übrige Gesellschaft erst eine hübsche Strecke voranfahren solle, damit sie desto besser die Wettfahrt übersehen könne. Steffen wollte seinen Schwiegersöhnen dann ein Zeichen geben, wenn sie aufbrechen sollten.

Wie sie so noch warten mußten, während die Andern vorausruderten, sagte Marie: „Lieber „Peter, mir wird die Fahne zu schwer, binde sie „doch irgend wo an.“ Peter befestigte sie in der Mitte des Kahnes, wie einen Mastbaum, und Marie sah ihre Freude daran. Röse behielt aber die ihrige in der Hand, denn es machte ihr viel Vergnügen, sie hin und her zu schwenken, und klatschend in der Luft flattern zu lassen.

Wie sich Marie zurecht setzte, fand sich unter dem Stroh vor ihrem Sitze ein Ruder, von dem Peter gar nicht wußte, wie es in seinen Kahn gekommen war. Marie zog es hervor, und winkte ihm zu, daß sie hernach damit wolle rudern helfen; und Peter winkte ihr zu, daß das recht schön wäre, und daß sie es nur, ehe es anginge, Christeln und Rösen nicht solle merken lassen. — Christel merkte auch nichts, aber Röse merkte es, und triumphirte nun völlig in ihrem Herzen, und hätte mögen aus dem Kahne springen, um ihrer Schwester um den Hals zu fallen, und ihr dafür zu danken, daß sie selbst mit helfen wollte, am ersten oben zu seyn. „Hier drücken

„meine Steine,“ dachte sie, „dort hilft Marie „mit rudern — was hat es nun für Noth? „Peter wird oben seyn, ehe man sich es versieht.“

Und jetzt erschallte mit einem allgemeinen, jauchzenden Zurufe das Zeichen zur Abfahrt, und heimlich vorangefahrene Musikanten begannen mit schmetternden Trompeten einen frohlockenden, herzerhebenden Marsch, daß weit an den Ufern hinauf und hinunter das Echo den Jubel wiederholte. — Was staunt ihr? Was säumt ihr, ihr rüstigen Fischer? Tummelt euch, und beginnet den muthigen Wettstreit! — —

Wie klatschten die beiden Ruder nun auf den spiegelnden Fluß! Wie hüpften Schaum und Wellen nun um die eilenden Kähne! Wie leuchtete so hell und kühn die Freudigkeit zum Streite aus den Augen der beiden Fischer! Wie arbeitete die Siegsbegier in jedem schwellenden Muskel ihrer hochaufgestreiften Arme! Wie wehten im Winde die Fahnen so lustig und leicht!

Und die Mädchen, mit der ungeduldigen Erwartung des Ausgangs im Herzen, immer die Wellen zählend, um die sie mehr vor oder zurück

waren — wie hocherröthend, wie reizend saßen sie da!

Jetzt senkte Marie ihr Ruder frank und frei, und ohne sich an Christels Zuruf zu kehren, in den Strom, und Peter und Röse jauchzten ihr zu. Sie fing an zu rudern mit aller möglichen Anstrengung ihrer Kräfte; aber — welch eine Erscheinung! — ihr Kahn eilte nun nicht mehr so schnell als zuvor, da ihn Peter allein führte; er blieb merklich zurück, und Christel flog, um manche Elle weit schon, mit seinem Kahne voraus.

„Du ruderst ja falsch, Marie!“ rief Peter mit Hastigkeit. — „Du arbeitest mir ja „entgegen!“ Und Röse sah mit Schrecken das Nämliche, Christel aber jubelte laut, denn nun war er seines Sieges gewiß.

Dieß also war es, was Marie sich ausgesonnen hatte, zur Rache an Petern, zum Triumph über Rösen. Um sich ein Ruder im Kahne zu verstecken, war sie, als Mutter Lene das Geheimniß entdeckt hatte, so eilig aus dem Garten gelaufen. Um recht ungehindert Petern entgegen

arbeiten zu können, gab sie vor, die Fahne werde ihr zu schwer, und bat Petern, sie aufzustellen im Kahne. Was sinnt ein Mädchenkopf nicht aus, wenn es darauf ankommt, seinen Willen zu haben, oder eine kleine erlittene Kränkung seines Stolzes zu rächen!

Peter mochte arbeiten, wie er wollte: Christel überholte ihn immer mehr; und wenn er aufsprang, um Marien das Ruder zu nehmen, drohte sie ihm, sich ins Wasser zu stürzen, und sobald er wieder auf seiner Stelle saß, lachte sie ihn aus, und trieb mit neuem Eifer ihr voriges Spiel. Wenn er bat: so fing sie an zu singen, damit sie sein Bitten nicht hörte; und wenn er böse ward und ihr vorwarf, das sei Betrug: so antwortete sie ihm, es sei nur Wiedervergeltung, und empfahl ihm, künftig hübsch an das Sprichwort zu denken: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Christel jauchzte indessen immer lauter der nahen Gesellschaft entgegen; aber seine Röse sah mit Jammer zurück, und weinte über Mariens falsches, hinterlistiges Spiel. Was halfen die

hundert Steine — was half ihr die viele Mühe nun, mit der sie den ganzen Vorrath, im Schweiße ihres Angesichts, so sorgsam und emsig zusammengetragen hatte! Alles war nun umsonst; denn immer weiter floh hinter ihnen, mit allen seinen Blumen und Bäumen und heimlichen Lauben, ihr lieber, schöner Garten zurück; und das lang' vertraute, grüne Häuschen sah sie schon gar nicht mehr!

Christel bat sie, daß sie nicht weinen solle; aber da weinte sie noch heftiger, und rief: „Ach, „Christel! Christel! fahre mich zurück nach meinem lieben Garten, nach meinem lieben Häuschen, denn sonst werde ich nie wieder froh!“

Doch Christel dachte: das wird sich wohl geben, und fuhr unaufgehalten seinem Ziele zu. Röse aber sah immer trauriger zurück nach Dem, was sie verlor, und endlich, als ihr auch der letzte Baum des Gartens entschwand, streckte sie weit ihre Arme aus, als wollte sie ihn noch aufhalten; und wie sie sich so vorbog, schwankte die Fahne aus ihrer Hand über die Schulter, und fiel vorn über der Spitze des Kahns in den Fluß. Sie

langte darnach, konnte sie aber nicht erreichen. Christel sprang hin zu ihr, und stand gebückt vor ihr, um die Fahne mit dem Ruder nach sich zu ziehen. Da faßte Röse seine linke Hand, und sah ihn mit einem sprechenden, bittenden Blicke an; dann schlang sie ihren Arm um seinen Nacken, und drückte zärtlich auf seine Lippen einen langen, süßen Kuß.

Christel sank auf seine Kniee vor Entzücken, drückte das weinende Mädchen feurig an seine Brust, hing an ihrem Halse, tröstete sie, küßte die Thränen von ihren glühenden Wangen, und vergaß die schwimmende Fahne über dieser entzückenden Trösterei. Immer inniger umschlang er sein schönes, zärtliches Mädchen, immer freudiger horcht' er auf die süßen Worte der Liebe, die ihren Lippen entflossen; und in seinem umnebelnden, himmlischen Rausche entsank das Ruder seiner Hand, ohne daß er es merkte — gleitete stromunter sein ungeführter Kahn, ohne daß es ihn kümmerte.

Erst als unter jubelndem Geschrei Peter mit seinem überwundenen, ermüdeten Mädchen schnell bei ihm vorüber fuhr, sah er auf, wollt' er sich

wieder vorarbeiten, und vermißt' er mit Schrecken sein Ruder. Er wollte aufspringen; aber Röse ließ ihn aus ihren Armen nicht los — er wollte Petern nach, aber er wußte nicht, wie.

„Laß sie doch fahren!“ sprach Röse traulich und zärtlich — „laß sie doch fahren, und komm „in mein Hüttchen — dort wohnt es sich ruhig „und schön! Ich will Dich lehren Blumen pflan„zen, und Stauden und Bäume ziehen. Deine „Arbeit will ich Dir tragen helfen vom frühen Mor„gen bis zum späten Abend. Für jede Pflanze, „für jede Blume geb' ich Dir so einen herzlichen „Kuß! — Christel, lieber Christel! nach jedem „sauern Tage drück' ich Dich so an meine dank„bare Brust!“ — —

Wer mag die Wonne solcher Küsse, solcher Umarmungen schildern! Christeln durchzitterte sie mit einer Gluth, wie noch nie zuvor. In voller Hingebung und Liebe waren alle seine Wünsche, sein Ehrgeiz, seine sonstigen Neigungen — kurz, sein ganzes Wesen aufgelös't. Nur die wenigen Worte vermocht' er in seinem süßen Taumel zu stammeln: „Es sey, liebe Röse! Ich fahre

„mit Dir, und wär' es bis hinunter ins „Meer.“

Immer ferner und schwächer tönte die wilde Musik; immer düstrer und einsamer ward es um das glückliche Paar. Unbekümmert — denn ihren friedlichen Nachen führte ja die Liebe — Arm in Arm, Lipp' an Lippe, ließen sie sich hinunter wiegen von dem langsamen Strome, bis er sie still und sanft, ohnweit des grünen Häuschens, ans blumige Ufer des Gartens trieb. In eine duftende Laube zog sie die Liebe, und goß den vollen Kelch ihrer Freuden über sie aus. Und von der Stunde an war Christeln der ganze Garten ein Heiligthum, das er aufs dankbarste, so lang' er lebte, zu warten und zu pflegen, an Röschens Halse schwur.

II.

Zwist und Liebe.

Meine Tante in D** war eines der eigensinnigsten Fräuleins von der Welt, ob sie gleich noch nicht eines der betagtesten war. Und ich gehörte zu den leichtsinnigsten Landjunkern von der Welt, ob ich gleich nicht mehr für einen der jüngsten galt.

Meine Tante bewohnte ein sehr wohl eingerichtetes Haus in der Vorstadt, in welchem Alles recht schön war, bis auf ein Paar Kleinigkeiten, die mir den Aufenthalt darin manchmal unausstehlich machten. Dahin rechnete ich vorzüglich die vielfältigen, bösen Launen meiner Tante, und das unerträgliche Betragen meiner Cousine. — Ich wohnte auf dem schönen Gute in Wilsdorf,

das mir meine Tante um einen sehr mäßigen Preis verpachtet hatte, seit ich, auf ihr anhaltendes Zureden, aus meiner militärischen Laufbahn getreten war.

Ich hätte das allerundankbarste Herz haben müssen, wenn ich meiner Tante nicht herzlich gut gewesen wäre. Dessenungeachtet hielt ich es aber selten lange in ihrem Hause aus, weil wir uns manchmal ein wenig überwarfen, und ich dann gewöhnlich eilig davon ritt, um mich durch meine Hitze nicht zu Unbesonnenheiten verleiten zu lassen. — Allein vor fünf Jahren im Oktober erhielt ich einen Brief von ihr, worin sie mir erstlich meldete, daß in D** jetzt gewaltig viel gestohlen werde, und mich dann bat, daß ich den bevorstehenden Winter, zu ihrer Beschützung, in ihrem Hause zubringen möchte. In einer Nachschrift erinnerte sie mich noch, meinen Degen und meine Pistolen mitzubringen. Hätt' ich nicht die Unvorsichtigkeit begangen gehabt, bei meinem letzten Besuche an Michael meinen damaligen Verwalter als einen durchaus musterhaften Mann zu schildern: so wäre mir wohl die Ausflucht

übrig gewesen, daß meine Gegenwart in Wilsdorf, in ökonomischer Hinsicht, durchaus nothwendig sey. Nun aber konnt' und durft' ich das Gesuch der guten Tante auf keine Weise ablehnen, und mein einziges, augenblickliches Heil bestand also bloß noch in einem möglichst weiten Aufschub meiner Abreise. Allein auch dieser dauerte nicht lange, denn in der Mitte des Novembers meldete mir meine Tante in einem zweiten Briefe, daß die Spitzbuben schon bis zu ihrem nächsten Nachbar gekommen wären. Nun macht' ich mich sogleich auf den Weg, und kam an einem stürmischen Abende mit einem Offizierdegen, einem Hirschfänger, einer Doppelbüchse und zwei Pistolen in D** ziemlich gesund und verdrießlich an. —

Die ungewöhnlich erhöhten Freudenbezeugungen meiner Tante wirkten nur sehr wenig auf die Verbesserung meiner Laune. Und als die Cousine Jettchen hinzugetrippelt kam, und in ihrer gewöhnlichen, etwas schnippischen Manier meine Waffen musterte, war es ganz und gar darum geschehen. Ich sagte ihr mit innerm Grimm

erst ein Paar recht übertriebene Schmeicheleien, und dann ein Paar recht höfliche Bitterkeiten; und als sie beiden mit gleicher, höflicher Fassung auswich, sagt' ich ihr gar nichts mehr, sondern ließ mir von der Tante den ganzen Abend Spitzbubengeschichten erzählen, bei denen ich mich halb todt gähnte.

Wir waren darüber einig, daß ich eigentlich nur des Nachts im Hause auf meinem Posten — nicht zu stehen, sondern zu liegen brauche, und daß ich mir am Tage daher anderwärts die Zeit vertreiben könne, wie und wo ich wolle. Ich machte daher eine Menge Besuche, und wurde zu einer Menge von Diner's und Souper's eingeladen.

Einen meiner ersten und längsten Besuche macht' ich bei der verwittweten Hofmarschallin von Linz, die mir, mit einem ungemeinen Aufwande von Beredtsamkeit, Auszüge aus ein Paar belletristischen Schriften, die ich ihr an Michael empfohlen hatte, vortrug. Wäre mir ihre aufblühende Tochter nicht zehnmal lieber gewesen, als es mir ihre beredten Auszüge waren: so wär'

ich schwerlich nach acht, und dann nach sechs, und dann nach vier Tagen wieder zu ihr gegangen. Aber was für Schwachheiten einer Mutter erträgt man nicht einer liebenswürdigen Tochter zu Liebe!

Ich kokettirte ein wenig mit meinen Künsten vor Beiden herum. Bald der Einen, bald der Andern zu Ehren übt' ich mich im Medisiren und im Tanzen, schnitt' heute Sillhouetten aus, und spielte morgen die neuesten Opernarien auf dem Pianoforte. Die Mutter sagte mir, wie ich bald genug merkte, bloß Schmeicheleien, damit ich auch ihr welche sagen möchte; aber von der Tochter strebt' und hofft' ich, nach und nach aus einem reineren Grunde geschätzt zu werden. Sie schien mir ein noch durchaus unbefangenes Mädchen zu seyn; und mit Vergnügen las ich mir aus ihren blauen Augen, aus ihrem freundlichen Lächeln, aus ihrem unschuldigen Erröthen, und aus einer Menge von zufälligen Aeußerungen in ihren Gesprächen die Belege für die gute Meinung, die ich nun einmal für sie gefaßt hatte, zusammen. Mit meiner Tante und mit meiner

Cousine kam ich dann und wann ihretwegen in einen etwas lebhaften Streit; aber das machte mich nie unwillig gegen sie, sondern bloß gegen die Streitenden, weil ich von der Einen glaubte, daß sie aus altem Haß gegen die Mutter, und von der Andern, daß sie, aus Gott weiß was für einer Ursache, gegen die Tochter eingenommen sey.

Beiden zum heimlichen Trotz, schickt' ich den Tag vor Weihnachten einen reitenden Boten, im tiefsten Schnee, nach dem Gute der Tante, um mir meine gelungenste Zeichnung zu einem Geschenk für das Fräulein von Linz zu holen. Die Cousine fing in meiner Abwesenheit den zurückkommenden Boten mit dem Bilde auf, und erfuhr so, wider meinen Willen, mein Geheimniß. Als ich nach Hause kam, und von meinem Bedienten davon benachrichtigt wurde, und hörte, Jettchen habe aus Aerger darüber geweint, fiel es mir doch etwas hart aufs Herz, weil ich mich erinnerte, daß sie mich schon einmal um das Bild gebeten hatte. In einer sonderbaren Aufwallung von gutmüthiger Reue ging ich, mit

dem Bilde in der Hand, zu ihr, und sagte: „Jettchen, ist es wahr, daß dieß Blatt Ihnen „Thränen gekostet hat?“ — Ich wollte eben hinzusetzen: „Es soll Ihnen gehören.“ Aber sie unterbrach mich mit einem bittern Gelächter und der höhnischen Antwort: „Sie träumen „wohl, Herr von Horst? — Meine Thränen „spar' ich für wichtigere Dinge auf, denn ich „hab' ihrer eben nicht viel.“ — Ich war, wie vor den Kopf geschlagen, und ging mit glühendem Gesicht, ohne ein Wort zu sagen, zur Thüre hinaus. Draußen stampft' ich wild mit dem Fuße auf den Boden, knitterte die aufgerollte Zeichnung zwischen meinen Händen in tausend Falten und Fältchen, und kaufte in der folgenden Viertelstunde für das Fräulein von Linz eine goldne Kette, die so prächtig war, daß ich sie gar nicht zu überreichen den Muth hatte.

Von nun an lebt' ich fast noch mehr als vorher mit meiner Cousine in offner Fehde, bei der wir uns wechselseitig empfindlich genug trafen und verwundeten. —

Ich gab die zwanzig Liebschaften, die ich bei Diner's und Souper's, auf Bällen und in Concerten im Fluge angesponnen hatte, nach und nach wieder auf, und nahm mir ernstlich vor, mein Herz immer ungetheilter dem Fräulein von Linz zu widmen. Die Hofmarschallin zeichnete mich in eben dem Maaße vor allen jungen Männern aus, als ich ihre Tochter vor allen jungen Mädchen auszeichnete, und man fing schon nach gerade an, mich, wo ich hinkam, mit dem Fräulein von Linz zu necken. —

Zu Ende des Januar's wurde meiner Tante vom Oberforstmeister ein Rehbock ins Haus geschickt, der für mich, ob er gleich eine Leiche war, eine große Wichtigkeit erhielt, weil ihm zu Ehren ein ungeheures Fest in unserm Hause gegeben wurde. Es war einmal die Art meiner Tante so, daß ihr nie ein lebendiger Mensch, sondern immer ein todtes Thier, ein Rehbock, ein Lachs, oder ein Auerhahn, Gelegenheit zu einem großen Gastmahle gab. Bloß das zufällig erhaltene Essen bestimmte sie, Esser einzuladen; und dem glücklich ersparten Fische oder Braten warf

sie dann ohne Bedenken noch das Geld für elf andre kostbare Schüsseln nach.

Acht Tage lang zerbrach meine Tante sich mit Ueberlegungen den Kopf, und fast eben so lange kam Jettchen gar nicht zu Athem. Sie hielten es endlich Beide nicht allein mehr aus, und riefen die Madam Meyer, die im Hinterhause wohnte, zu Hülfe. Diese war damals, wie ich sehr fest glaubte, meine einzige Freundin im Hause, ob sie gleich auch die Freundin meiner Todfeindin Henriette war. Von der Tante wußt' ich ganz bestimmt, daß die Hofmarschallin nicht mit eingeladen werden sollte. Jettchen war die Einzige, welche die Tante dazu bereden konnte; ich beredete also die Madam Meyer, daß sie Jettchen bereden möchte. Aber ihre Mühe war vergeblich gewesen. Ich kam am Abend vor dem großen Festtage ziemlich früh von einem Balle nach Hause. Mein erster Gang war zur Madam Meyer. Sie sagte mir, daß Jettchen, mit einem unüberwindlichen Trotze, ihren Vorstellungen widerstanden habe; und wir wetteiferten nun Beide darin, uns gegenseitig manche bittre Bemerkung über den

Eigensinn und manche andre, zweideutige Eigenheiten des Trotzkopfs mitzutheilen. In eben dem Maaße, als ich ihrem interessanten Aeußern und ihrem gebildeten Geiste Gerechtigkeit widerfahren ließ, empfand ich ihren gänzlichen Mangel an Herz und Gefühl, und bedauerte es sehr, daß sie zu der bösen Klasse von Mädchen gehöre, die man, trotz einer Menge von Liebenswürdigkeiten, dennoch nicht lieben könne und dürfe.

Am andern Morgen warf ich mich in aller Frühe auf mein Pferd, und eilte auf ein benachbartes Landgut zu einer Jagdparthie. Die ganze Gesellschaft war schon beisammen, als ich zurückkam. Im vordersten Zimmer traf ich gleich meine Tante, die mich mit einem sehr ungnädigen Gesicht empfing. Sie fragte in einem höchst empfindlichen Tone, erst, wo ich gewesen, und dann, was ich gehetzt habe? Es fehlte nicht viel: so hätt' ich, wie Anton in den Jägern zum Fräulein von Zeck, geantwortet: „Eine wilde Katze."

Ich eilte durch zwei Zimmer von einem Spieltische zum andern, ohne mich an einem aufzuhalten. Wie unbeschreiblich war mein Erstaunen,

als ich an einem der letzten die Hofmarschallin, und im hintersten Zimmer ihre Tochter zwischen ein Paar jungen Mädchen erblickte! „Was ist „das?“ fragt' ich mich — „Hat Madam Meyer „mich gestern belogen, oder heute noch, was ge„stern unmöglich schien, durchgesetzt?“

Ich hatte zu einer nähern Untersuchung keine Zeit, denn ich kam sehr bald ins Gespräch mit dem Fräulein. Nach einer Viertelstunde übergab die Hofmarschallin ihre Karten einer Freundin, und nun kam ich, bis das Tafelzimmer geöffnet wurde, nicht wieder von ihr los. Ihre belletristischen Urtheile machten mir, mehr als jemals, Langeweile, und ich konnte mich des Geständnisses nicht länger erwehren, daß sie eine der unleidlichsten Schwätzerinnen sey. Doch der widrige Eindruck, den dieses auf mich machte, sollte noch eine weit empfindlichere Stärke erreichen. In der Zwischenzeit von einigen Minuten, ehe wir uns an den Tisch setzten, erzählte mir einer der wackersten Menschen in der Gesellschaft eine Handlung der Hofmarschallin, die so unmenschlich lieblos, und leider auch so unbezweifelt wahr war,

daß ich vor mir selbst erröthete, eine Zeitlang für ihren Hausfreund gegolten zu haben.

Bei der Tafel war ich der Nachbar ihrer Tochter, mit der mir dieß Mal die Unterhaltung, vielleicht bloß als Folge meiner einmaligen Verstimmung, schwerer als sonst ward. Dessenungeachtet sagt' ich ihr, daß ich meinen Platz mit keinem andern vertauschen möchte, ärgerte mich aber über mich selbst, sobald ich es gesagt hatte. Ich hatte sie, während meines Gesprächs mit der Mutter, als sie einmal hinter Dieser stand, und ganz unbemerkt zu seyn glaubte, sehr genau beobachtet, und gesehen, daß sie mit Blicken, die mir bisher an ihr noch nie aufgefallen waren, das ganze Zimmer eine scharfe Musterung aushalten ließ. Es lag dabei etwas widrig Schüchternes in ihren Augen, und eine Gespanntheit in allen ihren Mienen, als ob ihr, wer weiß wie viel, daran läge, sich ja nicht die geringste Kleinigkeit entgehen zu lassen. Der Eindruck, den dieß auf mich machte, war höchst unangenehm; denn ich konnt' es mir nicht verbergen, daß die jugendliche Unbefangenheit, die ich bisher so sehr an ihr geliebt

hatte, nur ein Produkt ihrer Verstellung oder meiner Einbildung gewesen, und, wenn sie jemals statt gefunden, längst von ihrer Mutter verhunzt sey.

Nicht wenig bracht' es mich in Verwirrung, als mir meine andre Nachbarin die Frage ins Ohr zischelte, ob das Fräulein von Linz wohl Verstand habe? — „O ganz gewiß hat sie den,“ war meine Antwort. — „Nun das freut mich,“ fuhr sie fort — „denn sonst wären Sie mir „unerklärbar gewesen, da ich bei Ihnen voraus„setzen kann, daß Sie sich nicht bloß durch die „reichste Erbschaft in der Residenz werden an„ziehen lassen.“

Die bittre Wahrheit und die große Indiscretion, die so hart neben einander in diesen Worten lagen, ließen mir nur zu einer sehr kurzen, unzureichenden Antwort Besinnung. Ich brachte die übrige Zeit, bis wir von der Tafel aufstanden, in der peinlichsten Ungeduld zu, und war bis dahin für meine beiden Nachbarinnen ein gleich schlechter Gesellschafter, so sehr ich auch

durch Gespräche und erzwungene gute Laune meine Verlegenheit zu verbergen bemüht war.

Mitten in dem Gewühl von Menschen, nachdem die Tafel aufgehoben war, stand Jettchen, mit der ich den ganzen Abend nur dann und wann im Vorbeigehn ein Paar Worte gesprochen hatte, mit einem Male vor mir, und sagte: „Nun, lieber Cousin, heute sind Sie doch wohl „vergnügt und einmal mit mir zufrieden?“ — Ich war auf eine wunderbare Weise durch diese Frage überrascht. Ich weiß nicht, was ich ihr antwortete, und was sie alsdann und ich hernach wieder sprach. Nur so viel begriff ich, daß durch ihre Vermittlung die Hofmarschallin eingeladen war, und daß sie, zu meiner größeren Ueberraschung, den Sieg, den sie sich selbst abgewonnen, verschwiegen hatte. Ich dankte ihr mit Wärme für die Aufmerksamkeit, deren sie meinen Wunsch gewürdigt hatte, und stand, nachdem sie von mir gegangen war, noch lange auf der Stelle, wo sie mit mir sprach, in tiefer Betrachtung verloren.

Madam Meyer sprach am andern Tage mit mir voll Verwundrung und Freude von dem Vor=

fall. Dann wünschte sie mir Glück zu meinem Verhältniß mit dem Fräulein von Linz, und fragte mich, wie weit ich denn eigentlich mit ihr gekommen sey?

„Wenn ich nicht irre,“ war meine Antwort, „grade bis auf den Punkt, mich ernstlich „in sie zu verlieben. — War sie nicht überaus „hübsch gestern Abend?“

„Ja wohl,“ sagte Madam Meyer, — „das Atlaskleid stand ihr herrlich. — Aber was „haben Sie für die Zukunft für einen Plan?“

„Umzukehren, um den Punkt, bis zu dem „ich gekommen bin, nicht zu überschreiten.“

„Das wird Ihnen schwer werden. — Und „warum wollen Sie das?“

„Weil sie die Tochter und Erbin der stein„reichen Hofmarschallin ist, die ich, trotz ihres „Ranges und Reichthums, seit gestern Abend ver„achten muß. Stände morgen ihr großes Haus „in Flammen, und die Frau Hofmarschallin ver„brennte mit allen ihren Schätzen und Grund„sätzen, wodurch das Mädchen verdorben werden „wird: dann wollt' ich mich in die Flammen

„stürzen, und meine bettelarme Braut aus den „dampfenden Ruinen tragen. — Aber bei uns „ist, Gott sey Dank, die Polizei zu gut, als „daß an so eine Feuersbrunst zu denken wäre — „ich breche den Handel also ab.“ —

Es war ein sonderbarer Widerspruch zwischen diesen hochtrabenden Worten und der stockenden Stimme, mit denen ich sie aussprach. Vier und zwanzig Stunden früher würden sie mit Feuer und Empfindung über meine Lippen geflogen seyn; jetzt bracht' ich sie mit dem kältesten Tone von der Welt hervor, denn es war mir dabei, als läs' ich ein gestern geschriebnes Blatt, das ich heute nicht zu schreiben im Stande wäre, bloß zufällig und mechanisch ab. Ich konnte nicht ohne den bittersten Aerger daran denken, daß mein bisheriges Betragen, bei meinen Bekannten, und bei der Hofmarschallin selbst vielleicht, den Gedanken, daß ich einen ernsthaften Plan auf ihre Tochter und auf ihr Vermögen mache, veranlaßt habe. Als ich daher am andern Morgen auf der Straße die Tochter schnell über Schnee und Eis, wie ein Reh, hinhüpfen sah, und ihr

schon nacheilen wollte, blieb ich auf einmal in einem ungewöhnlich langsamen Schritte zurück, und ließ sie mir aus den Augen entschwinden, ohne daß ich einen Kummer darüber empfand.

Ich war in den nächsten drei Tagen sehr übler Laune, und wünschte, weit weg von D** zu seyn, deshalb ich auch, um meine Tante zu meiner möglichst baldigen Abreise vorzubereiten, von den Dieben in D** sehr viel Gutes, und von meinem Verwalter in Wilsdorf mancherlei Böses sprach.

In der nämlichen Woche noch saß ich einmal im Zwielicht auf dem Zimmer der Madam Meyer zwischen ihr und Jettchen auf dem Sopha. Wir scherzten über meine neuliche Ueberraschung, als ich die Hofmarschallin so unerwartet in der Gesellschaft erblickte. Aus unserm Scherz wurde nach und nach ein ernstlicheres Gespräch, und aus diesem in wenig Minuten ein ziemlich lebhafter Streit, welcher Jettchen zu mancher paradoxen Behauptung gegen mich und Madam Meyer verleitete. Ich fühlte, daß meine Pulse schneller zu

schlagen begannen, und entfernte mich plötzlich aus dem Hause, weil ich bei einem längern Verweilen nicht mehr Herr über jedes meiner Worte zu seyn fürchtete.

Gegen neun Uhr, als ich wieder auf meinem Zimmer war, trat Jettchen auf einmal, mit einem Wachsstock in der Hand, zur Thüre herein, und sagte mir, die Tante habe sich, einer kleinen Unpäßlichkeit wegen, schon vor einer Stunde in's Bette gelegt, befinde sich aber jetzt wieder ziemlich wohl, und wünsche noch auf ein Weilchen meine Unterhaltung. Ich war augenblicklich bereit, ihr zu folgen, aber sie selbst zögerte noch, und gestand mir, daß sie, außer dem Auftrag der Tante, noch einen andern, wichtigeren Grund, zu mir zu kommen, gehabt habe, und der sey kein andrer, als eine freundschaftliche Verständigung über unsern heute gehabten Streit. Sie versicherte, daß nur die unzeitige Einmischung der Madam Meyer unserm Gespräch eine so unangenehme Wendung gegeben, und daß ich ihr daher durch meine plötzliche Entfernung sehr unrecht und sehr weh gethan habe.

Es ist unbeschreiblich, was für einen außerordentlichen Eindruck sie in diesen unvergeßlichen Minuten auf mich machte. Sie war mir gleich bei'm Hereintreten eine sehr angenehme Erscheinung gewesen, aber durch ihre Worte und durch die unnachahmliche Art, wie sie jedes derselben sagte, erschien sie mir in einem immer schöneren, wunderbarern Lichte. — Ich hatte sie zu der weichsten Stelle meines altmodischen Kanapee's geführt, und sie saß in traulicher Unbefangenheit neben mir, und ließ ihre Hand still in der meinigen ruhn. Ein Zauber der Sanftheit war über ihr ganzes Wesen ausgegossen, und eine Freundlichkeit leuchtete aus ihren Augen, wie ich noch nie an ihr bemerkt hatte. Dann und wann überflog ein leichtes Erröthen plötzlich ihr Gesicht, und in ihrem Tone wechselten ruhige Freimüthigkeit und mädchenhafte Schüchternheit aufs Lieblichste mit einander ab. Ich sprach nur wenig, um mich um keines ihrer Worte zu bringen, und ergötzte mich in stillem Beschauen und Horchen an dem Rosenkelche ihrer Liebenswürdigkeit, der sich nach dem Gewitterregen des Zwists nun schnell

im Sonnenstrahle der Versöhnung mit seinen hundert Blättern duftend entfaltete.

Die Erinnrung an das große Gastmahl stand wieder lebendig in meiner Seele, wie Jettchen mich da, trotz ihres großen Widerwillens gegen die Hofmarschallin, zu überraschen gesucht hatte, und mich dann so gutmüthig fragte, ob ich mit ihr zufrieden sey. Aufs Tiefste fühlt' ich, welch' ein reines Opfer sie mir damals gebracht hatte, und welch' einen schönen Beweis sie mir eben wieder von ihrer ächten Gutmüthigkeit und von ihrer, bis jetzt verkannten, guten Gesinnung gegen mich gab. Es war mir, als würde ein böser schwarzer Flor, durch den ich sie bisher immer betrachtet hatte, plötzlich von meinen Augen hinweggerissen. In reiner Klarheit stand ihr äußres und innres Wesen nun vor mir, und eine beßre Stimme als die, welche sie bisher der Herzlosigkeit angeklagt hatte, rief mir jetzt zu: „Sie hat nicht Geist allein, „sondern sie hat auch ein Herz.“ —

So standen wir nach einer Viertelstunde ruhig und heiter, in dem schönen Gefühle, daß wir Freunde wären, auf. Sie reichte mir mit der

holdesten Freundlichkeit an der Thüre noch einmal die Hand, und ich drückte, ohne daß sie sich mir zu entziehen strebte, den ersten, heimlichen Kuß auf ihre Stirne.

Wir gingen Hand in Hand zur Tante, bei welcher unerwartet Madam Meyer war, und meine Unterhaltung war von so wohlthätiger Art, daß die gute Tante schon nach einer halben Stunde in einen sanften, erquickenden Schlummer sank. Wir ließen uns dadurch nicht stören, sondern blieben in dem Schlafzimmer vor dem Bette der Tante sitzen. Madam Meyer hatte, eh' ichs mir versah, ihren Kopf gegen die linke Schulter geneigt, und begann, mit eingestreuten Pausen, recht melodisch zu schnarchen. Ich und Jettchen aber hatten noch so viel mit einander zu sprechen, daß wir gegen Mitternacht erst aufhören konnten.

Am andern Mittag sagte mir Jettchen, daß Madam Meyer gewaltig mit ihr schmolle. Bald nachher macht' ich die Bemerkung, daß es auch mir nicht besser ging. Jettchen ging nach Mittag aus, und nahm die Abrede mit mir, daß ich sie gegen Abend von einer Freundin abholen solle.

Wir freuten uns gewaltig darauf, und ließen uns durch die Verwunderung und die Einwendungen der Madam Meyer nicht irre machen, die eine solche Freude bei zwei Personen, die in einem Hause wohnen, und sich so oft sehen können, als sie wollen, etwas albern fand.

Sobald ich mit Madam Meyer allein war, nahm ich Gelegenheit, sie recht freundschaftlich um die Ursache ihrer Verstimmung zu befragen. Sie gestand mir offenherzig, daß sie durch unsere auffallende Vernachlässigung vor dem Bette der Tante beleidigt gewesen sey. „Ich begreife nicht,“ sagte sie, „wie Sie besonders gestern Abend waren. „Sie hatten ja durchaus für nichts Auge und „Ohr, als für Ihre Cousine. Was konnt' ich „da Besseres thun, als schlafen, wie die Tante.“

Madam Meyer war die gutmüthigste Frau von der Welt, und ich war nichts weniger, als boshaft. Wir hatten uns also bald versöhnt; und ich eilte, Jettchen von ihrer Freundin abzuholen. Aber ich verfehlte sie durch einen unglücklichen Zufall, und war voll Unruhe und Ungeduld, bis ich sie zu Hause wieder sah und sprach. Wir

hatten uns nun so viel zu fragen und zu erzählen, als ob wir, wer weiß wie lange, getrennt gewesen wären. Daß ich die Wiederversöhnung mit Madam Meyer zu Stande gebracht hatte, war Jettchen außerordentlich lieb. Ich begleitete sie bis an das Zimmer derselben. Als wir uns trennten, wollt' ich sie wieder küssen; aber sie bog ihr Gesicht mit einem etwas verlegenen Lächeln auf die Seite, und ich war so beschämt, daß ich mir lange mit beiden Händen die Augen zuhielt, und es nur mit der bittersten Ueberwindung meines Gefühls über mich vermochte, den Abend noch auf ein Weilchen zu meiner Tante zu gehen.

Der Wirbel von Zerstreuungen, in dem ich bisher gelebt hatte, war mir mit einem Male zuwider. Ich zog mich nach und nach aus allen den glänzend langweiligen Zirkeln zurück, und dennoch wurde mir die Zeit nicht lang. Ich hätte jetzt um keinen Preis mögen aus D** weichen, und lobte meiner Tante daher in eben dem Maaße die Zuverlässigkeit und Treue meines Verwalters, als ich ihr die gefährliche Pfiffigkeit und Dreistig-

keit der Spitzbuben in D** bei jeder Gelegenheit schilderte.

Nur wenn ich ins Zimmer meiner Tante trat, und Jettchen erblickte, war mir recht wohl. In meinem eignen Zimmer lauscht' ich auf nichts, als auf ihre Stimme, und auf ihren leichten Gang, wenn sie die Treppe hinauf oder herunter ging. Die hatte sie jetzt hundertmal auf- und abzusteigen, und hundertmal begegnete ich ihr zufällig da. Jedes Mal drückt' und küßt' ich ihre weiche, kleine Hand, und nannte sie meine beste Cousine und mein liebstes Jettchen. Sie hörte das mit der heitersten Freundlichkeit an; schüttelte aber manchmal dabei, als ob sie sehr verwundert wäre, lächelnd mit dem Kopfe. — „Ich muß Ihnen „sonderbar vorkommen,“ sprach ich, „aber ich „will Ihnen Alles erklären, sobald wir nur ein„mal recht ungestört mit einander sprechen kön„nen.“ — Allein dazu wollte sich immer keine Gelegenheit finden, so sehr ich mich auch danach sehnte.

Ueber manche kleine Ecken in ihrem Betragen, besonders gegen unsre Tante, woran ich

mich manchmal stieß, hatt' ich schon einige Tage früher ein ernsthaftes, aber sehr freundschaftliches Gespräch mit ihr gehabt. Jetzt an einem stillen, duftigen Abende, der sie in eine besonders sanfte Stimmung versetzt hatte, dankte sie mir mit Wärme für jenes Gespräch, und versicherte mir, sie sey seitdem aufmerksamer auf sich, und vorsichtiger gegen Andere geworden, wodurch sie eine nie gefühlte Ruhe und heitere Zufriedenheit mit sich selbst erlangt habe. — Noch nie hatt' ich es so lebhaft gefühlt, als jetzt, daß es für wahrhaft gute Menschen kein schöneres, herzerhebenderes Gefühl giebt, als das stille Bewußtseyn ihres immer weiteren Strebens nach sittlicher Vollkommenheit, und daß kein Band ihre Herzen fester an einander knüpft, als die gegenseitige, freundliche Aufmunterung zum unermüdlichen Ringen nach diesem schönen Ziele. — „Auch ich, liebe „Henriette, bin schon durch Sie besser geworden," sagt' ich. Und in der besten Vertraulichkeit gingen wir die schöne Brücke langsam auf und ab, blickten den Strom hinauf und hinunter, und lasen dann Einer im Auge des Andern die stillen

Ahnungen unsrer Herzen, die unsre schüchternen Lippen nur noch nicht in Worte zu fassen wagten.

Wir waren für den andern Abend zum Geheimenrath St* eingeladen. Eine Menge von Menschen füllte die Zimmer; aber ich war gleich vom Anfang an fast nur mit Jettchen beschäftigt; und sie sagte mir von freien Stücken: „Wir „wollen beisammen bleiben und mit einander spre„chen, ohne uns um die albernen Anmerkungen „der Leute zu kümmern.“ Mir war das sehr erwünscht zu hören, doch ein alberner Geck, der kurz nachher zu uns trat, trieb mich weg von ihr, und ich flüchtete mich zur Madam Meyer ins Nebenzimmer.

Sie scherzte über die Verwandlung, die mit mir vorgegangen sey; und wir setzten uns, um recht ungestört zu plaudern. — „Ich möchte „wohl in Ihrer Seele lesen können,“ sprach ich, „was Sie seit einiger Zeit von mir halten — „ob ich Ihnen nicht etwas zweideutig erscheine.“

„Das wäre leicht möglich,“ war ihre Antwort — „Ihr wirkliches Gesicht ist mir bis die„sen Augenblick noch ein Räthsel, denn ich weiß

„nicht, ob Sie sonst eine Maske getragen ha=
„ben, oder ob Sie erst jetzt eine tragen. Am
„wahrscheinlichsten ist mir das Letzte — Sie
„suchen hinter der freundlichen Maske, die Ihrer
„Cousine zulächelt, die zärtlichen Blicke zu ver=
„bergen, mit denen sie nach der Tochter der Hof=
„marschallin sehn.“

„Pfui!“ rief ich — „das wäre sehr falsch
„und sehr häßlich. Ich habe mich weder sonst
„noch jetzt einer Maske bedient. Zwar mag
„mein Gesicht Ihnen jetzt etwas verändert vor=
„kommen; aber einen absichtlichen Betrug zu
„spielen, ist es zu ehrlich und ungeschickt. —
„Sollte Dieß und Jenes Ihnen auch unerklärbar
„seyn: so verdammen Sie es darum nicht. Das
„Allernatürlichste ist oft dem äußern Scheine nach
„das Allerunerklärbarste.“

„Das mag es dann seyn;“ fuhr Madam
Meyer nach einem Weilchen fort — „bedenken
„Sie aber nur auch, daß das Allernatürlichste,
„wenn es zu sehr in die Augen fällt, oft das Al=
„lergefährlichste wird. Ich habe das schon Jett=
„chen gesagt, und sag' es nun auch freundschaft=

„lich Ihnen: Vergessen Sie nicht, daß es in der „Welt viele aufmerksame Augen und beredte Zun„gen giebt, und daß Sie Beide eine Tante haben, „die viel Vermögen und viel Eigensinn besitzt, „und jetzt eben mit sehr bedenklichen Mienen an „den hundert tausend Punkten ihres Testaments „arbeitet.“

Wir blieben noch lange neben einander sitzen. Ich war durchaus verstimmt, und wagte nicht, zu Jettchen zu gehen, denn die frohe Unbefangenheit, mit der ich mich ihr sonst genähert hatte, war mir entrissen. Ich trieb mich in allen Zimmern umher, ohne irgendwo Vergnügen und Ruhe zu finden; und als ich späterhin, auf das Zureden der Madam Meyer, zu Jettchen gehen wollte, fand ich sie mit Andern beschäftigt, und ich war thöricht genug, mich nun, aus eifersüchtigem Trotz, von ihr entfernt zu halten. Es wurde nach dem Abendessen getanzt, und ich sah, daß Jettchen keinen Theil daran nahm. Ich foderte sie, durch meine Tante daran erinnert, dazu auf, aber sie entschuldigte sich mit Kopfschmerzen. Ich sprach die herzlichsten Worte zu ihr, aber sie

antwortete mir wenig und mit kalter Empfindlichkeit. Wir fuhren nach Hause; ich erinnerte sie vergeblich an den gestrigen, traulichen Spaziergang; ihre Hand lag, wie gestorben, in der meinigen, als ich sie beim Abschied küßte und drückte, und im trostlosesten Unmuth ging ich in mein Zimmer, und brachte die Nacht größtentheils schlaflos hin.

Am andern Morgen erhielt ich ein Briefchen von Madam Meyer, worin sie mich sehr angelegentlich bat, Jettchen wieder gut zu machen, die durch mein gestriges, zurückhaltendes Betragen sehr beleidigt sey. Ich that mein Möglichstes, ihre gute Laune wieder herzustellen, und es glückte mir sogar, sie den Abend zur Oper zu führen, in die sie nicht hatte gehen wollen, und ich saß zum ersten Male in einer Loge mit ihr, da ich sonst immer lieber in den untern Raum des Theaters ging. Wir hatten uns unbeschreiblich viel zu sagen, und achteten wenig auf den ungewöhnlichen Pomp des Theaters. Jettchen gestand mir nun selbst, daß sie durch meine gestrige Entfernung unbeschreiblich beleidigt gewesen

sey, weil sie mich vorher von freien Stücken aufgefodert gehabt habe, ohne Rücksicht auf die Anmerkungen der Leute mit ihr zu sprechen; ihr größter Aerger aber, versicherte sie, sey der über sie selbst, daß sie nicht im Stande gewesen sey, ihre Empfindlichkeit zu verbergen.

Auch dieser Zwist war nun beigelegt; er hatte uns tiefere Blicke in unsre Herzen thun lassen, und wir fühlten deutlicher als jemals, wie werth wir einander waren. — Wir glichen ein Paar glücklichen Schlafenden, die eine wohlthätige Hand in ihrem Schlummer mit Rosen bestreut hat. Schon in ihren Träumen beginnen sie die süßen Düfte zu athmen, aber bei ihrem allmähligen Erwachen erst sehen sie mit steigender Ueberraschung, welch' eine Freude ihnen bereitet ist.

Der musikalische Theil der Oper war unübertrefflich schön, und ergriff mit immer größerer Gewalt mein Herz. Aus Jettchens Arme, der manchmal den meinigen berührte, sprangen elektrische Funken in mich über. — „Also beleidigt hätt' ich Sie gestern bloß?" fragt' ich sie — „Ihren Stolz nur hab' ich beleidigt?"

Mein ganzes kleines Eigenthum hätt' ich darum gegeben, wenn sie geantwortet hätte: „Sie ha„ben mein Herz gekränkt.“ — Aber sie sagte es nicht, und lächelte bloß, als ich ihr zuflüsterte, sie solle nicht stolz, sondern gut seyn, oder wenigstens in meiner heutigen, musikalischen Begeisterung, um mich auf eine recht schöne Art zu täuschen, einmal so thun, als ob ich ihr mehr als die andern Menschen gelte.

Wir gingen unter einem sternenhellen Himmel nach Hause. Ihre Hand bewegte sich warm und lebendig in der meinigen, wir sahen uns oft in der Dunkelheit, ohne uns deutlich erkennen zu können, an, und sprachen wenige, aber für unsre Herzen sehr bedeutende Worte. —

Der Eingang in das Haus meiner Tante war ein hochgewölbter Säulengang, der sonst gewöhnlich hell erleuchtet war. Heute brannte kein Licht, und ich hielt meine linke Hand immer vor, daß wir an keine Säule stießen. Als ich die letzte gefaßt hatte, und nun keine Gefahr mehr für uns war, kehrt' ich mich wieder näher nach Jettchen, die sich bisher nur schüchtern von mir fortziehen

ließ. Ich neigte mein Gesicht gegen das ihrige, unsre Lippen fanden sich in der Finsterniß, und das zurückweisende Wort, das sie stammeln wollte, erstarb, ehe sie es aussprechen konnte, in einem langen, seligen Kusse.

Dann eilten wir schnell und schweigend die steinernen Stufen hinan. Bis an das Zimmer drückt' ich meine Lippen auf ihre Hand, und an der Thüre flüsterte ich ihr noch zu, sie solle nicht zürnen. Wir kamen zur Tante, die uns sehr freundlich empfing. Wir Beide aber waren in der lebhaftesten Bewegung. Jettchen eilte, so schnell sie konnte, um ihre Verlegenheit zu verbergen, wieder zum Zimmer hinaus, und ich spielte, um mein glühendes Gesicht nicht sehen zu lassen, aus Angst, mit dem Lieblingskätzchen der Tante, und lief dann hinunter an die merkwürdige Säule, die stumme Zeugin meines Glücks, die von dem Abend an ein heiliger Altar der Liebe für mich geworden war. Hier zum ersten Male rief ich mir zu: „Sie liebt mich! Sie ist „mein!“ und ich entwarf schnell den Plan, mich zur Vollendung meines Glücks nun möglichst bald

unsrer Tante zu entdecken, und sie als unsre gemeinschaftliche, gute Mutter, um ihre Einwilligung in unsre Liebe zu bitten.

Schon glaubt' ich mit meinem kleinen Nachen ungehindert in den sichern, schönen Hafen häuslicher Glückseligkeit einlaufen zu können. Die nächste Morgensonne sollte mir hell seinen Eingang bezeichnen. Aber, statt ihrer, zog eine trübe Wolke herauf am Horizonte, und ein Sturm trieb mich weit von meinem Ziele hinweg. — Wie froh und herzlich war der Morgengruß, den ich Jettchen sagte, und wie stach dagegen die abgemeßne Freundlichkeit, mit der sie ihn erwiederte, ab! Alle ihre Aeußerungen zeigten, daß sie sorgfältig bemüht war, sich nach unsrer liebevollen Annäherung wieder von mir zu entfernen. Als ich sie an unsern gestrigen, glücklichen Taumel erinnerte, sprach sie, mit einem Tone, der sehr ernsthaft zu bereuen schien: „Das hätte nicht „seyn sollen, und darf auch nie wieder seyn." Als ich ihr das freie Geständniß meiner warmen Liebe that, versicherte sie, daß sie meine herzliche Freundin sey, daß sie recht sehr wünsche, mich

immer ihren Freund nennen zu können, aber daß von Liebe zwischen uns die Rede gar nicht seyn dürfe. Ein Paar Male war sie sogar grausam genug, mir zuzureden, daß ich den abgerißnen Faden mit Fräulein von Linz wieder anspinnen möchte, und so oft ich ihr Herz bestürmen wollte, schlug sie mich mit der Auffoderung meiner Vernunft zurück; und sie wiederholte dieß so oft, daß ich fast vor Unmuth alle menschliche Vernunft überhaupt verwünschte, und die meinige darüber verlor.

So war der Abend gekommen. Ich gab eine Unpäßlichkeit vor, um nicht bei meiner Tante essen zu dürfen, und brütete auf meinem Zimmer die härtesten Auslegungen von Jettchens Betragen aus.

„Wenn sie mich liebt," sagt' ich zu mir selbst, „warum quält sie dann sich und mich mit „dieser grausamen Unterdrückung ihres Gefühls, „die weder ihr noch mein Herz heilen, sondern „nur zerstören kann? — Wenn sie mich aber „nicht liebt, und auch von mir nicht geliebt seyn „will, warum hat sie mit so freundlichem Lächeln

„der allmähligen Entfaltung meines Herzens zu=
„gesehn? Liebe ist keine Waare, die man um
„einen geringern Preis einhandeln zu können glau=
„ben darf. Sie ist eine köstliche Perle, die nur
„durch eine Perle von gleichem Werthe aufgewo=
„gen werden kann. Sie läßt sich nur mit sich
„selbst im Wechseltaûsche bezahlen. Wer Liebe
„nimmt, ohne Liebe wiedergeben zu können oder
„zu wollen, ist ein Betrüger von der gefährlich=
„sten Art.“

So sprach mein bittrer Unmuth eben, als die Kammerjungfer meiner Tante kam, und mir auf einem Teller eine, von Jettchen geschälte Apfelsine und eine freundliche Einladung brachte. Ich ging, wie ich mir einbildete, bloß um nicht unhöflich zu seyn, nach dem Zimmer der Tante. Im Vorzimmer begegnete mir Madam Meyer, die noch ausgehen wollte. „Das ist Ihr Glück,
„Sie Trotzkopf, daß Sie kommen!“ sagte sie —
„Mit was für bittern Worten haben Sie heute
„Jettchen gequält! Sie haben ihr für viele Thrä=
„nen Abbitte zu thun — sie ist ein treffliches,
„treffliches Mädchen!“

Mehr, als diese Worte selbst, ergriff mich der schöne Enthusiasmus, mit dem Madam Meyer sie sprach. Ich bestürmte sie mit Bitten, ich hielt und umarmte sie, wie meine Geliebte selbst, um eine nähere Erklärung von ihr zu hören. Aber indem sie mir sie geben wollte, wurden wir durch die Kammerjungfer gestört, und mußten uns trennen. Meine Tante öffnete von innen, und ich von außen die Thüre. Sie ging hinaus, und ich so schnell als möglich hinein, um ihren sonderbaren, forschenden Blicken zu entkommen. — Jettchen war sanft und freundlich, und ich konnte ihren Augen noch ansehn, daß sie geweint hatte. Aber Mißtrauen und Zuversicht stritten noch in meiner Seele. Wir sprachen, bis die Tante zurückkam, nur wenige, abgemessene Worte, und hernach, wegen des Zwanges, den wir uns anthun mußten, nur die allergleichgiltigsten Dinge. Die Tante war sehr übler Laune, und ich entfernte mich daher zeitiger, als bei meinen sonstigen Abendbesuchen. Auf meinem Zimmer lauscht' ich auf nichts, als auf den Ton der Hausklingel, der mir die Ankunft der Madam Meyer anzeigen

sollte. Ihre Worte: „Es ist ein treffliches, „treffliches Mädchen!“ klangen unaufhörlich in meinen Ohren. Die Ahnung der Möglichkeit, daß ich Jettchen Unrecht gethan haben könne, durchzitterte mit freudigem Schreck mein Herz. Auf der nemlichen Stelle, wo ich sie vorher so hart angeklagt hatte, kniet' ich nieder, und bat ihr die Vergehungen meines Unmuths ab. Auf jedes kleine Geräusch des Hauses lauscht' ich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Ich glaubte, es müsse durchaus noch Jemand kommen, um die Zweifel meines unruhigen Herzens zu heben. Aber es kam Niemand, und meine letzte Hoffnung verschwand, als ich über den Hof schlich, und an dem düstern Schimmer der Nachtlampe in der Kammer der Madam Meyer sah, daß sie nicht nur zu Hause sey, sondern sich auch wahrscheinlich schon niedergelegt habe. Aus einem der hinteren Zimmer, in welchem kein Licht war, hört' ich auf das Unerwartetste meinen Namen rufen. Ich erkannte die Stimme meiner Tante, und den matten Schimmer ihrer weißen Nachtkleidung an dem geöffneten Fenster. Um ihren wei=

tern Nachfragen auszuweichen, ging ich sogleich stillschweigend in das Haus und nach meinem Zimmer.

Als Madam Meyer am andern Morgen bei diesem vorbeigehen wollte, zog ich sie bittend zu mir hinein, und foderte ihr eine Erklärung über ihre gestrigen, wichtigen Worte ab. Sie gab mir ihr Erstaunen über den hohen Grad, bis zu dem so schnell meine Leidenschaft nach einer jahrelangen Abneigung gestiegen sey, zu erkennen. Ich läugnete dieß mit einer Empfindlichkeit, die ihre Behauptung, anstatt sie zu widerlegen, bestätigte. Dann erhob ich meine Klage gegen Jettchen, und beschuldigte sie einer offenbaren, unverantwortlichen Koketterie. — „Schämen Sie „sich,“ sagte Madam Meyer — „daß Sie den „schweren Sieg der Vernunft, um dessentwillen „Sie das Mädchen nur noch höher achten sollten, „mit einem so häßlichen Namen belegen.“

„Also auch Sie,“ war meine Antwort — „wissen mir keine wärmere Flamme, als den kalten Nordlichtschein der Vernunft, entgegen zu „halten? — O wahrlich, ehrenvoller wär' es jetzt

„für Jettchen, wenn ihr Herz lauter spräche, als „ihre Vernunft. Wo hat sie jetzt mit einem „Male die ruhmwürdige Nüchternheit her, wenn „ihr neulicher Rausch nicht ein Betrug war? — „Wir gleichen ein Paar Menschen, die beisammen „saßen und tranken, und vertraulich die Gläser „anstießen. Aber Einer trank nur Wein; der „Andere füllte immer heimlich sein Glas mit ge- „färbtem Wasser. — Nun wir aufgestanden sind, „und der Eine in frohem Muthe etwas taumelt, „stellt sich ihm der Andere auf einmal mit kalter „Besonnenheit in den Weg, und spricht: Schä- „me Dich, so viel Wein getrunken zu haben, „und zu taumeln! Nimm ein gutes Beispiel an „mir, und sey, wie ich, hübsch vernünftig und „nüchtern!“

„O wie paßt Ihr Gleichniß so wenig!“ rief Madam Meyer — „Könnten Sie in der Seele „des trefflichen Mädchens lesen: wie tief würden „Sie Ihre bittern Worte bereuen! — Da Sie „nicht anders von Ihrem ungerechten Argwohn „zu heilen sind, so wissen Sie dann: es war nicht „Kälte, sondern Gefühl einer heiligen Pflicht, was

„gestern aus Jettchen sprach. Ihr überraschtes, „zu schwaches Herz hatte Ihnen mehr schon ein„geräumt, als sie, einem früher gethanen Ver„sprechen gemäß, hätte einräumen dürfen. Dieß „ist es, was sie mir gestern mit Thränen gestand. „Hat sie gefehlt: so ist ihr Fehler gerade von der „entgegengesetzten Art, als der, dessen Sie sie „beschuldigen. Ihr besseres Gefühl mag Ihnen „also sagen, ob Sie sich an ihr versündigt haben, „oder nicht.“

Mein Herz war von tausend Dolchen zerrissen, und heiße Thränen stürzten mir aus den Augen. Ich hatte den Muth nicht, zu fragen, wem Jettchen das frühere Versprechen gegeben habe, das mich um ihre Liebe und meine Glückseligkeit bringen sollte. Nur das Gefühl meines bittern Verlustes erfüllte meine Seele, und arbeitete sich über jede andere Vorstellung empor.

Als ich wieder allein war, stieg meine leidenschaftliche Unruhe mit jedem Augenblicke immer höher und höher. Gekränkte Liebe und beleidigter Stolz, einem Andern, Glücklichern mit meinen Ansprüchen weichen zu müssen, stürmten in

gleichem Maaße auf mich ein. Endlich beschäftigte sich meine Seele fast einzig und allein mit dem Gedanken, daß es mich trösten und beruhigen würde, wenn ich aus Jettchens Munde die Versicherung hörte, daß nicht ihr Herz, sondern nur ein böses Verhängniß meinem Glücke im Wege stehe. Dieser Gedanke ward in mir, je länger ich ihm nachhing, zur immer festeren Ueberzeugung. Ich ruhte daher nicht, bis ich Jettchen, trotz ihres anfänglichen, ernstlichen Widerstrebens, in mein Zimmer gezogen hatte. —

Ich führte sie zum Kanapee, und erzählte ihr, wie ich schon in der vergangenen Nacht ihr knieend mein Unrecht abgebeten habe; und dann kniet' ich auf's neue auf der nemlichen Stelle vor ihr nieder, und bedeckte ihre Hand mit Küssen und Thränen. Ich versprach ihr, mich still in den grausamen Willen meines Mißgeschicks zu fügen; aber mit einer Unruhe und Angst, die mir fast gänzlich den Gebrauch meiner Sprache nahm, beschwor ich sie, mir nur die einzige Frage mit dem gewissenhaften Ernst eines heiligen Eides zu beantworten, ob sie nicht gern die Meinige werden

würde, wenn nicht ein früheres, unglückliches Versprechen sie bände.

Sie war aufgestanden, um mir zu entfliehn; doch ich sprang hastig auf, und umschlang sie fest mit meinen Armen, daß sie nicht entfliehen konnte. Nur ein einfaches Ja oder Nein wollt' ich hören. — Sie sagte keines von beiden, sondern bat mich aufs Aengstlichste, daß ich sie loslassen möchte. Aber ich hielt sie immer fester umschlungen, und drückte meine zugemachten Augen auf ihre Schulter, denn sie schwieg, und schwieg immer fort, ob ich sie gleich bei meiner ganzen Glückseligkeit beschwor, mir das schöne Ja, wenn ihr Herz es ihr zuflüsterte, nicht länger vorzuenthalten. — Fürchterlich durchbebte mich da der Gedanke, daß sie vielleicht aus Schonung schweige, um mir kein Nein zu sagen. Mit einem Beben, als ob ich mein Todesurtheil hören solle, fleht' ich sie an, mich nur recht schnell mit dem schrecklichen Worte zu vernichten. Doch da wandelte sie meine Qual schnell in ein jauchzendes Entzücken, denn sie sagte mit leiser Stimme: „Ich würde „Sie vor allen Männern wählen, und glücklich

„durch Sie seyn, wenn ich dürfte.“ — Feuer und Leben flogen durch meine Adern und Nerven, als sie das sagte. Mein ganzes Vermögen hatt' ich auf eine Karte gesetzt, um auf einmal entweder sehr reich, oder ganz arm zu werden, ach! und die Karte hatte mir zugesagt! Mit den freudigsten Worten und mit den trunkensten Küssen dankt' ich dem geliebten Mädchen für die schöne ne Versicherung, die sie mir gegeben hatte. Wie mein künftiges Loos seyn werde, kümmerte mich jetzt nicht mehr, denn in dieser einzigen Minute lag für mich eine Fülle von Glückseligkeit, in der ich reichlichen Ersatz für die härtesten Entbehrungen zu haben glaubte.

Als sich Jettchen endlich meiner Umarmung und meinen Küssen entwunden hatte, sagte sie: „Ich habe nun gethan, was Ihr Männerstolz „verlangte; aber von nun an darf nie ein Auf„tritt von dieser Art wieder unter uns vorfallen.“

„Nicht, was mein Stolz,“ antwortete ich, „sondern was meine Liebe bedurfte, haben Sie „mir gegeben. Sie sollen sehen, wie still und „ruhig ich nun seyn will. Wenn es zu Ihrer

„Ruhe nöthig ist: so reis' ich morgen wieder aufs „Land."

Aber ich reisete weder morgen noch übermorgen aufs Land, denn Jettchen sagte mir entweder kein Wort davon, daß dieß zu ihrer Ruhe nöthig sey, oder wenn sie auch etwas Aehnliches manchmal äußerte: so widerrief sie gewöhnlich die böse Aeußerung in der nächsten Viertelstunde darauf. Unsere Herzen spielten, ohne daß wir es ahneten oder ahnen wollten, den größten Selbstbetrug. Während wir uns gegenseitig helfen wollten, uns allmählig wieder von einander zu entfernen, schlössen wir nur einen immer festeren Bund; und der schmerzliche Kampf, den wir Einer am Andern erblickten, erregte nur unser gegenseitiges Interesse noch mehr. Die Saiten unsers Gefühls blieben durch den Zwang, den wir ihm anthun wollten, in einer beständigen Spannung. Jeder kleine Zwist führte zu einer immer zärtlichern Versöhnung; jede kurze Entbehrung belohnte sich durch einen desto süßern Genuß. Wir waren ein Paar Sinnpflanzen, deren empfindliche Reizbarkeit mit der Glut der Sonnenstrahlen steigt. Je wärmer

unsere Liebe ward, desto schmerzlicher empfanden wir die leiseste Störung unsers stillen Glücks. Jeder Tag gab uns eine neue, unerwartete Beschäftigung; jeder hatte seine eignen Wunden und seinen eigenen Kummer für uns, aber auch seinen eigenen Balsam und Trost.

Um Liebe und um Küsse war unser ewiger Streit. Sie wollte von beiden nichts wissen, allein ihr Streit und meine Verzweiflung darüber lösten sich immer in einen desto wärmeren Erguß unserer Liebe und in desto wärmere Küsse auf. Es war ein Streit, wie ihn Aeolus mit dem Vulkan führt: die Flammen, die der Sturm löschen will, lodern nur höher und glühender auf.

Ich schlug mich oft voll Verzweiflung gegen die Stirn, und faßte den harten Entschluß, mich loszureißen und zu entfliehen; aber ein Blick, ein Wort voll zärtlicher Trauer von ihr vernichtete meinen Entschluß. Ich hatte heimlich schon einmal alle Anstalten zu einer schnellen Flucht gemacht; aber in dem Augenblicke, da ich mich auf mein Pferd werfen wollte, bat sie mich mit Küssen und Thränen, daß ich bleiben möchte; und

ich blieb. Und als ich ihr späterhin einmal in einer sehr traurigen Stunde, da ich wieder ernstlich an ihrer Liebe zweifelte, begreiflich machte, daß nur ein schnelles, gänzliches Losreißen das Mittel zu meiner Rettung werden könne, warf sie sich, im schmerzlichen Ausbruch ihrer Empfindung, zum ersten Mal von selbst an meine Brust, und seufzte: „Nein, das kann ich nicht ertra„gen.“ — Da überwältigte mich mit Riesenstärke auch mein Gefühl, und ich schwor ihr, sie nicht zu verlassen, und wenn auch mein Herz darüber gänzlich zu Grunde ginge. — Als wir wieder ruhiger wurden, und in süßer Vertraulichkeit neben einander saßen, und Küsse wechselten, sprach ich: „Laß uns der Liebe nicht länger widerstreben, Du „liebes Mädchen, denn sie straft uns mit dop„pelten Kosten für jeden ihr zugedachten Betrug. „Liebe fügt sich unter kein Gesetz, als das, wel„ches das Herz ihr giebt; und das Herz schlägt „in ununterdrückbarer Bewegung, ohne von der „Fessel thörichter Willkühr sich hemmen zu lassen, „seinen langsameren oder schnelleren Takt. Wäre „eine Liebe, wie die unsrige, Sünde: so hätte der

„Schöpfer die erste und größte begangen, als er „das Herz des Menschen schuf; wären Küsse der „Liebe, wie die unsrigen, strafbar: so hätte die „Natur sich selbst zur Strafe verdammt, denn „mit unwiderstehlicher Zaubergewalt drückt sie die „Lippen des Menschen auf das, was er liebt; „mit verschwenderischer Milde träufelt sie ihren „süßesten Nektar in der Liebenden Kuß."

Sie nannte das eine gefährliche Sophisterei, woran sie nicht ganz unrecht haben mochte. Ich ließ sie ruhig darauf schelten, denn sie hörte mir dabei als eine gute, folgsame Schülerin zu. Selbst wegen der schwankenden Ungleichheit in den Aeußerungen ihrer Liebe mußt' ich sie höher achten, weil sie nicht die Folge einer wechselnden Laune, sondern des ewigen Kampfes zwischen Pflicht und Liebe war.

Sie verheimlichte mir immer noch die besondre Art dieser Verpflichtung, und ich drang selten wegen der Entdeckung derselben in sie, weil ich selbst dabei jedes Mal vor innrer Furcht und Unruhe zitterte, und weil ihre gute Laune dadurch allemal auf lange Zeit gestört wurde. Auf eine

ganz unerwartete Weise kam ich endlich in den ersten Tagen des Aprils hinter das sonderbare Geheimniß.

Ich hätte nicht den geringsten Beobachtungsgeist haben müssen, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß seit einiger Zeit etwas sehr Wichtiges in der Seele der Tante vorging. Es war mehr, als eine ihrer gewöhnlichen, vorübergehenden Launen; und ich schloß aus manchem Blick und aus manchem Worte, daß mir vorzüglich diese Verstimmung galt. Hätte die gute Tante einigermaßen zu den Menschen gehört, bei welchen man Mißverständnisse am leichtesten durch die Bitte um eine offne Erklärung hebt: so würd' ich nicht einen Augenblick gezögert haben, diesen kürzesten Weg, unsrer gegenseitigen Spannung ein Ende zu machen, einzuschlagen. Allein zu den Eigenheiten der guten Tante gehörte nun einmal auch die, daß sie in solchen Fällen nie gefragt seyn wollte. Wenn ihre Gedanken und ihr Entschluß reif waren: so erklärte sie sich von selbst. Wollte man sie früher dazu nöthigen: so machte man nichts gut, sondern verdarb sich seinen Prozeß.

An einem Nachmittage, da Jettchen ausgegangen war, sagte mir die Tante, daß ich heute ja mit ihr Kaffee trinken möchte. Als wir dieß Geschäft gemeinschaftlich beendigt, und sie sehr bedeutend von dem schönen Frühlingswetter allerlei zur Ehre des glücklich prophezeihenden Kalenders gesagt hatte: hob sie mit einem besonders feierlichen Tone folgendermaßen an zu sprechen: „Das Frühlingsäquinoctium, mein lieber Neveu, „haben wir nun, wie Du wissen wirst, schon seit „ein Paar Wochen hinter uns; die Tage werden „immer länger, die Nächte immer kürzer; und „mit den Spitzbuben scheint es daher für dieß „Mal aus zu seyn. Ich glaube also, mein lie„ber Neveu, daß es jetzt Zeit ist, Dir für die „Attention, welche Du mir durch den bisherigen „Aufenthalt in meinem Hause bewiesen hast, zu „danken. Es ist uns, Gott sey Dank, den „ganzen Winter nicht das geringste Unglück be„gegnet, und ich habe fürs erste keine Befürch„tung mehr, besonders seit ich das große Kapi„tal wieder aus dem Hause los bin." —

Um einer gänzlichen Entlassung aus dem Hause schnell vorzubeugen, unterbrach ich hier die Tante, und sagte mit möglichst gleichgiltigem Tone: „Ich fürchte nun selbst nicht viel „mehr von Dieben, meine liebe Tante. Und „ich denke daher jetzt, ob ich mich gleich auf den „Verwalter sehr verlassen kann, manchen Ritt „nach Wilsdorf zu machen, weil noch die Bestellzeit ist. Wenn ich da auch mitunter eine „Nacht wegbleibe — —“

Die Tante war nicht weniger pfiffig, als ich, und ließ mich daher auch nicht ausreden. „Das ewige Hin- und Herreiten, mein lieber „Neveu, wäre eine Strapaze für Dich, die Dir „schaden, und mir nichts helfen würde. — Oder „solltest Du Dich so an das Stadtleben gewöhnt „haben, daß Dir der Aufenthalt auf dem Lande „etwa unangenehm seyn würde?“

Hier schöpft' ich frischen Muth, und antwortete schnell: „In der That, liebe Tante, es „wird mir schwer werden, mich sogleich wieder „in die rohe Nachbarschaft von Verwalter und

„Knecht und Magd, nebst Ochs und Eselein, zu
„fügen.“

„Ich kann mir das denken,“ sagte die
Tante mit einem etwas vornehmen Gesicht —
„und ich habe Dir daher einen Vorschlag zu thun,
„den Du hoffentlich nicht zurückweisen wirst. —
„Nimm diese Kleinigkeit als eine dankbare Ent=
„schädigung für Deine Auslagen an Pulver und
„Blei, das Du zu meiner Beschützung nicht nur
„angeschafft, sondern auch bei mehreren Schreck=
„schüssen, die Du anfangs des Nachts im Gar=
„ten thatest, zum Theil consumirt hast.“

Ich war außer mir vor Erstaunen, denn die
Tante holte aus dem innern Heiligthume ihres
Dukatenkästchens zwei sehr wichtige Rollen, und
drückte sie mir in die Hand.

Eh' ich ordentlich zu Worte kommen konnte,
fuhr sie also fort: „Keine Umstände, lieber Ne=
„veu. Die Summe soll Dein seyn, und nur
„über die Anwendung derselben will ich Dir noch
„ein Paar Worte sagen. — Indem ich darüber
„nachdachte, was ich Dir zur Dankbarkeit wohl
„für eine Freude machen könnte, fiel mir ein,

„daß Du an Michael sehr lebhaft den Wunsch
„äußertest, die kaiserliche Residenz Wien, oder
„die große Handelsstadt Hamburg einmal zu se-
„hen.“ —

„Beste Tante,“ fiel ich ihr schnell in's Wort — „ich habe diesen Winter sehr umständ-
„liche Beschreibungen von beiden Städten gele-
„sen: meine Neugier ist also gänzlich befriedigt.“

„Laß mich ausreden, lieber Neveu!“ unterbrach mich die Tante — „Ich habe nun
„einmal diese Summe für Dich zu einer Früh-
„lingsreise nach einer von den beiden Städten be-
„stimmt. Und ich stehe nicht ab von der schleu-
„nigen Ausführung meines Vorschlags, erstlich,
„weil ich Dir dadurch einen Lieblingswunsch be-
„friedige, und zweitens weil diese Reise, auf der
„Du doch immer, um von einer Stadt zur an-
„dern zu kommen, große Strecken auf dem plat-
„ten Lande fahren, und in manchem schlechten
„Dorfe einkehren mußt, Dich am besten nach
„und nach wieder zu dem Aufenthalte in Wils-
„dorf vorbereiten wird.“

Ich hätte vor innerm Grimm verzweifeln mögen, als ich, meines langen Sträubens ohngeachtet, meiner Tante endlich für die gnädige Sottise, daß sie so viel Geld darum gab, um mich nur aus dem Hause los zu werden, die Hand küssen mußte. Sie hatte mich auf eine Art gefaßt, daß ich an keine andre Erklärung denken konnte, und daß gar nicht mehr die Rede davon war, ob ich reisen wolle, sondern nur wohin; denn das war die einzige Wahl, welche mir die Tante ließ, in Wien den Kaiser, oder in Hamburg, wie sie meinte, das Meer zu besehen.

Sobald ich mich losmachen konnte, flog' ich zur Madam Meyer, um ihr mein Mißgeschick zu erzählen. Ihre feste Meinung war die, daß ich, so sauer es mir auch ankommen möchte, dennoch durchaus die Reise machen müsse. Sie gestand mir hiebei, daß die Tante ihr schon manches sehr bedeutende Wort von unbesonnenen Liebeshändeln, denen man vorbeugen müsse, habe zu hören gegeben. Sie meinte daher, daß ich, vorzüglich Jettchens wegen, dieß Mal unbedingt den eigensinnigen Einfall der Tante auszuführen habe.

Madam Meyer ging dann eilig fort, um Jettchen bei ihrer Freundin aufzusuchen, und ihr die wichtige Neuigkeit zu hinterbringen, damit sie sich nicht etwa durch einen zu auffallenden Schreck verriethe, wenn die Tante es ihr erzählte.

Für mich war weder Freude noch Ruhe im Hause. Ich lief, wie von einem bösen Dämon getrieben, zur Stadt hinaus, und schweifte, so unfreundlich der Abend auch war, bis nach sieben Uhr im Felde umher. Ich war in der allertraurigsten Stimmung, und sah nirgends Hoffnung und Trost. Aber in der letzten Viertelstunde meines Spaziergangs ließ der Zufall aus dem Munde eines fremden Menschen, der neben mir hinging, ein Wort in meine Ohren schallen, das auf einmal meine Laune wieder glücklich veränderte. Nach manchem Geschwätz, auf das ich gar nicht geachtet hatte, nannte er den Namen eines naheliegenden Wirthshauses. Ich ließ mir ihn wiederholen, und ein lustiger Gedanke flog, wie ein heller Blitz, in den Trübsinn meiner Seele, und ich eilte auf einmal heiter und mit schnellen Schritten zur Stadt zurück.

Die Tante und Jettchen hatten sich eben zum Abendessen gesetzt, als ich ins Zimmer trat. Ich sah, wie Beiden mein heiteres Gesicht auffiel, aber ich ließ mich dadurch nicht stören, sondern setzte mich scherzend an den Tisch, und aß mit dem besten Appetit.

„Liebe Tante,“ sagt' ich, als ich meine Suppe verzehrt hatte — „wenn Sie etwas an „den Herrn Bürgermeister in Hamburg zu be„stellen haben, so vertrauen Sie es mir an.“ —

Im Augenblick sah ich ein höchst bestürztes und ein höchst vergnügtes Gesicht. Das letzte rief mir schnell entgegen: „Also bist Du nun ent„schlossen, und Du opferst dem Meere Seine „Majestät den Kaiser auf?“

„Vor dieser Sünde bewahre mich Gott!“ war meine Antwort — „ich wähle Hamburg „bloß, weil es so nahe an der Elbe liegt, und „Sie mir daher die Thränen, die Sie über mei„nen Abschied vergießen werden, mit so guter „Gelegenheit franco nachschicken können.“

Ich verstummte plötzlich, weil ich in Jettchens Augen wirklich Thränen sah. Die Tante

aber war sehr zufrieden mit meinem Scherze, und ließ, zur Erhöhung meiner guten Laune, eine Flasche von ihrem besten Wein aus dem Keller holen. Als ich einige Gläser getrunken hatte, fragte sie mich, wann ich reisen wolle. „Je eher, „je lieber,“ antwortete ich — „denn solche „Entschlüsse muß man schnell oder gar nicht aus= „führen. Wenn Sie nichts dagegen haben: so „reis' ich morgen ganz früh schon ab.“

Die Tante hatte so wenig dagegen, daß sie mit eignem Munde meinem Bedienten befahl, Postpferde zu bestellen, und Jettchen den Auftrag gab, meine Wäsche durchzusehen und in Ordnung zu bringen. Mich selbst aber ließ sie nicht aus den Augen. Sie gab mir, auf eine besonders feine Art, den Rath, daß ich bei meiner Zu= rückkunft, ohne erst bei ihr einzusprechen, gleich nach Wilsdorf reisen möchte, um mich nicht von neuem wieder an das städtische Leben in D** zu gewöhnen. Ich dankte ihr sehr höflich für den guten Rath, und sagte ihr noch obenein zu ihrer Beruhigung, daß es mein Plan wäre, mich nicht in dem großen, gewühlvollen Hamburg

selbst, sondern nur nahe bei der Stadt auf dem Lande, wo ich sie immer dicht vor Augen hätte, einige Zeit aufzuhalten, um die Freuden der Stadt und die Stille des Landlebens abwechselnd genießen zu können.

Als wir aus einander gingen, sah ich Jettchen nur auf ein Paar Augenblicke. Am frühen Morgen aber, da Alles im Hause, außer uns Beiden, noch schlief, hört' ich über mir ihren Gang im Vorzimmer der Tante. Augenblicklich warf ich mich in meine Kleider, und schlich leise die Treppe hinauf. Sie erschrak bei meinem unerwarteten Eintritt, und suchte ihre verweinten Augen zu verbergen; allein ihr Schreck lösete sich bald in wehmüthiger Trauer auf, und an meiner Brust ließ sie unaufgehalten ihre Thränen fließen. Sie sagte, sie wolle auf immer von mir Abschied nehmen, denn sie dürfe, um ihrer Ruhe willen, mich nie wieder sehn. Und jetzt, in dieser trostlosen Betäubung ihres Gemüths, drang ihr der Schmerz das nur zu lange bewahrte Geheimniß ab, daß sie vor drei Jahren, da sie als eine

verlaßne Waise nach D** gekommen war, der Tante, welche damals ganz andere Plane mit mir hatte, das feierliche Versprechen habe geben müssen, weder mich zu lieben, noch sich von mir lieben zu lassen, am allerwenigsten aber an eine ernsthafte Verbindung mit mir zu denken. Nur unter dieser Bedingung hatte die Tante sie für immer bei sich behalten, und ihre Mutter seyn wollen. Und dieser Umstand war die Ursache, warum das gute Mädchen mich Jahrelang so schnöde behandelte, so weh es ihr auch vom Anfang an that. Hinter dem Schein von übermüthiger Kälte und Gefühllosigkeit suchte sie ihr warmes Gefühl zu verstecken. Ihre eigene, aufkeimende Neigung, so wie die meinige, die sie lange mit ängstlicher Sorge bemerkte, suchte sie durch anscheinende Gleichgiltigkeit zu unterdrücken, bis der Zwist, in den uns meine, aufs Höchste gereizte Empfindlichkeit verwickelte, ihrem Herzen unerträglich ward, und die lange unterdrückte Glut unserer Liebe, der wir Beide, länger entgegen zu kämpfen, zu schwach waren, in hellen Flammen aufloderte.

Tausend Räthsel in ihrer sonstigen Handlungsweise waren mir nun auf das Befriedigendste gelöst. Sie erschien mir, wie ein Wesen höherer Art, und mit einer Empfindung, wie noch nie zuvor, drückt' ich sie fester an meine Brust. Meine Hoffnung und mein Muth, die nun nicht mehr von der Last einer quälenden Ungewißheit niedergezogen wurden, strebten mit erneuter Schnellkraft empor. „Gott sey Dank!“ sprach ich — „daß mich nun doch kein Zweifel mehr an „dem gänzlich ungetheilten Besitz Deines Herzens „quält. Die Tante kann uns enterben; aber den „Bund unserer Liebe zu zerreißen, hat sie weder „die Macht, noch das Recht. Mein kleines väterliches Erbtheil, meine Thätigkeit und meine „Liebe werden mich einen Reichthum entbehren „lehren, den ich mit dem süßesten Glücke meines „Herzens erkaufen soll.“

Jettchen entwand sich meinen Armen, und bat mich flehentlich, daß ich sie verlassen und vergessen möchte. Sie klagte sich der undankbarsten Wortbrüchigkeit gegen die Tante an. Sie sagte, daß sie mich nicht liebe, daß ich sie nicht lieben

dürfe, und daß sie nie die Meinige werden wolle. Und als ich mich, um sie Lügen zu strafen, auf die geheime Stimme ihres Herzens berief, begann sie, in der schmerzlichen Verwirrung ihrer streitenden Empfindungen, einen schrecklichen Schwur auszusprechen. Aber ich verschloß, eh' sie ihn enden konnte, voll Angst und Liebe mit stürmenden Küssen ihren Mund.

Sie lag erschöpft in meinen Armen, und es herrschte eine ängstliche Stille um uns her, weil wir Beide den Muth nicht hatten, uns mitzutheilen, was wir empfanden und dachten. Unsere Blicke und ihre Seufzer waren die einzige Sprache, die uns übrig geblieben war. — Da ertönte auf einmal der helle Schall des Posthorns, und wir fuhren erschrocken auf, als ob ein unvermutheter, lauter Donner die Stille gestört hätte. — „Habe Muth, liebes Mädchen," sagt' ich — „und laß uns, wenn es unser Schicksal so will, „Alles willig hingeben, nur unsere Liebe nicht!" Mit lautem Schluchzen warf sie sich an meine Brust, und wir hielten uns ein Weilchen fest und innig umschlungen. Schnell aber riß ich mich los

aus ihren Armen, und ging mit besonnenem Muthe in das Schlafzimmer der Tante. Sie hatte sich schon aufgerichtet im Bette, sah mich mit heiterer Freundlichkeit an, und rief mir entgegen: „Eben hat mich der Postillon geweckt. Du willst „wohl schon Abschied nehmen, lieber Heinrich?“

Lieber Heinrich hatte sie mich lange nicht genannt, weil sie lange mit mir unzufrieden gewesen war. Um so größer war daher jetzt meine Freude, mich einmal wieder so von ihr anreden zu hören.

„Meine liebste Tante,“ sagt' ich, und küßte ihr mit Wärme die Hand — „ich komme, „Ihnen mit recht vollem, ehrlichem Herzen einen „guten Morgen zu wünschen. Sie haben mich liebevoll angeredet; auch ich will mit Vertrauen und „Offenheit zu Ihnen reden, wie ein guter Sohn „zu seiner guten Mutter. Wollen Sie das nicht „gern?“

Sie bejahete meine Frage, und ich fuhr mit furchtloser Zuversicht also fort: „Wir haben uns „gestern Beide einander zu überlisten gesucht — „Sie mich mit Ihren Ducaten, und ich Sie

„mit meinem schnellen Entschlusse zur Abreise.
„Ihre Absicht war bloß, mich aus Ihrem Hause
„zu entfernen; und mein Vorsatz war kein an=
„derer, als der, nur eine einzige Station weit
„zu fahren, um mich noch heute und jeden fol=
„genden Abend heimlich in Ihr Haus zurück schlei=
„chen zu können. Eine Viertelstunde weit von der
„Stadt, in der Nähe eines öffentlichen Hauses,
„dem man, wie ich gestern Abend bei einem Spa=
„ziergange erfuhr, den Namen Klein=Ham=
„burg gegeben hat, wollt' ich mich einmiethen,
„und diese beiden Schlüssel sollten mich dann, so
„lange meine Verbannung dauern würde, unge=
„sehen durch den Garten in das Hintergebäude
„Ihres Hauses bringen."

Hier schlug die Tante voll Erstaunen die Hände zusammen, nannte mich einen Betrüger, und versicherte, daß alle Schlösser im ganzen Hause noch heute geändert werden sollten.

„Das würde," fiel ich ihr ins Wort —
„Ihr Schlossermeister nicht ungern sehen, aber
„um meinetwillen ist es nicht nöthig, denn ich
„liefere Ihnen hiemit, nebst dem Reisegelde, auch

„von freien Stücken die beiden gefährlichen Schlüs-
„sel aus, und gebe Ihnen das heilige Verspre-
„chen, daß ich entweder von nun an immer mit
„Ihrer vollen Einwilligung, oder niemals wieder
„in Ihrem Hause seyn werde. — Sie nennen
„mich einen Betrüger, liebe Tante; aber mit Un-
„recht. Wär' ich einer geworden: wer hätte mich
„dazu gemacht, als Sie selbst? Wollten Sie
„mich nicht aus Ihrem Hause verbannen, um
„mir das schöne Glück meiner Liebe und mit ihm
„die frohe Aussicht in eine noch schönere Zukunft
„zu rauben?"

Das Gesicht meiner Tante färbte sich hoch-
roth vor Zorn, und sie unterbrach mich mit Hef-
tigkeit. — „Aus übergroßer Discretion hab' ich
„bisher zu Deiner Thorheit geschwiegen; aber nun
„zwingst Du mich zum Reden. — Ich hatte es
„sehr gut mit Deinem künftigen Glück im Sinn,
„aber Deine unverständige Liebelei hat Alles ver-
„dorben. Und nun schwatzest Du von einer schö-
„neren Zukunft — Damit meinst Du doch nicht
„gar eine Verheirathung?"

10 *

„Nichts anders, liebe Tante. Ich hätte mich „Ihnen längst entdeckt, und Sie um Ihre Ein„willigung gebeten, hätte Ihre auffallende Miß„billigung meiner Wahl mich nicht zurückge„schreckt.“

Unser Gespräch wurde nun ein bitterer Streit, denn die Tante erklärte mich für förmlich toll, und ich erklärte sie für unnatürlich hart und grausam. Sie wollte meine Tante nicht mehr, und ich ihr Neveu nicht mehr heißen, weil sie meine Liebe durchaus nicht genehmigen, und ich ihr durchaus nicht entsagen wollte. Unsere Erbitterung erreichte den letzten, bösesten Grad. — Die Tante sagte mir alle fernere Unterstützung und Aussicht auf den künftigen Besitz ihres Vermögens auf, und ich ging mit der Versicherung von ihr hinweg, daß ich das Alles mit Freuden entbehren wolle.

Aber eh' ich die Thür noch erreicht hatte, stürzte mir Jettchen, die im Nebenzimmer unser Gespräch mit angehört hatte, unter lautem Schluchzen entgegen. „Um Gottes willen gehen „Sie so nicht hinweg!“ rief sie, und zog mich,

wider meinen Willen, an das Bette der Tante zurück — „Mein ist die Schuld, und mein soll „auch die Strafe seyn! Ich will, wie es mir ge„bührt, die Verbannte werden, und, um den „Frieden dieses Hauses wieder herzustellen, in „weiter Ferne für die Schwäche meines Herzens „büßen.“

Sie war auf ihre Kniee gesunken vor dem Bette, und bedeckte die Hand der Tante mit Küssen und mit Thränen. Die Tante schien ihren Zorn vergessen zu haben, und sagte mit dem Tone der Verwunderung: „Was ist Dir, Henriette? „Was willst Du von mir?

„Ihr mütterliches Herz will sie rühren,“ sprach ich, und kniete dicht neben Jettchen hin. „Wir flehen mit kindlichen Thränen um Ihre „Billigung unserer Liebe.“

„Mein Gott!“ unterbrach mich die Tante — „liebst Du denn auch Henrietten?“

„Und wen sonst, liebe Tante?“ fragt' ich.

„Aber hast Du Dich denn nicht auch in Ma„dam Meyer verliebt?“

„Die ist meine treuste Freundin, liebe Tan-„te; aber meine Geliebte kniet hier neben „mir.“ — —

Es hat wohl nie in drei Menschenherzen zugleich einen schnelleren Uebergang vom tiefsten Verdruß und Kummer zur höchsten Zufriedenheit und Freude gegeben, als in den unsrigen in diesem unvergeßlichen Augenblicke.

„O, wenn Ihr Beide Euch liebt,“ rief die Tante — „so geb' ich mit frohem Herzen meinen „Segen; denn Eure Verbindung ist seit Jahr und „Tag schon im Stillen mein sehnlichster Wunsch „gewesen.“

Unser frohes Erstaunen ist unbeschreiblich. Die Tante erklärte nun, daß jenes böse Versprechen, das Jettchen ihr hatte geben müssen, damals die Folge eines Mißtrauens in Jettchens noch ungeprüften Charakter gewesen sey, und daß sie an das Zurückgeben desselben bloß darum nicht gedacht habe, weil unser anhaltender Zwist ihr alle Hoffnung, daß wir uns jemals lieben würden, benommen habe. Daß seit einiger Zeit mein Herz durch eine Liebe beschäftigt gewesen

sey, habe sie gemerkt, zu dem Mißverständniß aber, daß Madam Meyer der Gegenstand derselben sey, habe eine Menge zusammentreffender Umstände die Gelegenheit gegeben, zum Beispiel die Umarmung, bei welcher uns einmal die Kammerjungfer überraschte, in der darauf folgenden Nacht mein Herumschleichen unter den Fenstern der Madam Meyer, mein stummes Entfliehn, als mich die Tante rief, und besonders auch der Umstand, daß ich gleich nach dem unangenehmen Gespräch, in welchem mir meine Verbannung angekündigt ward, zu meiner Freundin floh.

Die Erklärung von dem Allem war leicht gemacht, und so wurde aus einer der bösesten Stunden meines Lebens eine der schönsten, die eine fast ununterbrochene Reihe ähnlicher Schwestern nach sich zog. — Der Postillon war aus Ungeduld davon gefahren, und hatte daran nicht Unrecht gethan. Madam Meyer lachte herzlich, als wir ihr das Mißverständniß erzählten, und verbat sich scherzend für die Zukunft meine häufigen Besuche, mein heimliches Flüstern, und meine eingestreuten, enthusiastischen Umarmungen.

Unsre Tante beschleunigte, so sehr sie konnte, unsre Verbindung, und mit ihr die Befestigung unsers Glücks. Sie war von der Zeit an weit weniger eigensinnig und ich nicht mehr leichtsinnig, wie vorher. Das Glück unsrer Ehe machte sie freundlicher, und mich ernster, und dadurch war uns Beiden geholfen. Sie starb zu früh für ihre gerechten Ansprüche an das Leben, und für unsre Dankbarkeit. Unsre Thränen über ihren Tod sind fast die einzigen, die wir in unserm Ehestande geweint haben.

Unsre Liebe ist nicht erkaltet, und wird nicht erkalten, weil sie keine, schnell aufgeschoßne Frühlingsblume, sondern eine allmählig entwickelte, perennirende Pflanze ist, die der Hitze des Sommers, wie der Kälte des Winters trozt.

Eine unsrer schönsten Freuden ist noch bis diesen Augenblick die Erinnrung an die unvergeßlichen, frohen und traurigen Stunden, in denen unsre schüchternen Herzen einander das schöne Geheimniß unsrer Liebe verriethen. Alle jene wichtigen Kleinigkeiten wissen wir noch, und vergessen wir nie. Von ihrem Andenken begeistert,

küſſ' ich noch heute, wie ein Bräutigam, Jettchens zärtlichen Mund, und ſie theilt meine Küſſe mit Niemandem, als mit den beiden, an ihrem Herzen aufgeblühten Zeugen unſrer Liebe, Agnes und Betty.

III.

Liebesnoth und Liebesglück.

Es giebt (nach meiner und vieler anderer Büchermacher und Bücherleser unumstößlichen Meinung) auf der Welt nichts Süßeres, als die Liebe, nichts Rührenderes, als die Treue, und nichts Grausameres, als die Grausamkeit. Ich meine nemlich die Liebe, mit der ein junges Paar standhaft Aeltern, Verwandte und Vormünder betrügt; die Treue, welche so ein junges Paar sich auf ewige Zeiten zur Sicherung ihrer ewigen Glückseligkeit schwört; und die Grausamkeit, mit welcher Aeltern, Verwandte oder Vormünder oft den Himmel so eines zärtlichen Paares zu vernichten bemüht sind.

Man muß es unsern Romanschreibern zum Ruhme nachsagen, daß sie fleißig mit ihren Federn gearbeitet haben, der verliebten Jugend recht rührende Muster zur Nachahmung, und dem gefühllosen Alter recht häßliche Beispiele zur Beschämung aufzustellen. Und der Jugend wenigstens muß man die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie sich fleißig und sorgfältig nach jenen rührenden Mustern bildet. Wollte der Himmel nur, man könnte von dem Alter rühmen, daß es sich von den häßlichen Beispielen rühren und bessern lasse. Allein leider findet dieß immer noch gar zu wenig Statt, ob es gleich hier und da wohl eine bessere Mutter oder Tante giebt, die in Gemeinschaft mit einem blutjungen Liebespaare einen hartherzigen Vater oder Onkel überlistet und betrügt, um Menschen glücklich zu machen, und ihre Ehre vor den Roman-Schreibern und Spielern zu retten.

Hieraus folgt, daß ein Schriftsteller immer noch bis auf den heutigen Tag nichts Verdienstlicheres thun kann, als auf dem Wege unermüdet fortzugehen, den seine Collegen schon seit langer Zeit

so ruhmvoll betreten haben; das heißt: der Jugend immer mehr Liebesmelodieen vorzusingen, um sie in ihrem süßen Taumel zu erhalten, und dem Alter immer mehr den Text zu lesen, um es, wenn es keiner Besserung fähig ist, wenigstens zu beschämen, oder, wenn es auch nicht einmal einer Beschämung fähig ist, doch recht sehr zu ärgern.

Ich kann gar nicht beschreiben, wie glücklich es mich daher macht, daß ich eine Geschichte aufgetrieben habe, die gewiß zu den verwickeltsten, zärtlichsten, rührendsten und daher interessantesten gehört, die jemals geschehen oder ersonnen sind. Als einen der würdigsten Beiträge für das große Archiv der Liebe schreibe ich sie in der schönen Ueberzeugung nieder, daß mich dafür alle junge Stutzer ehren, alle schöne Mädchen lieben, und alle häßliche Väter und Vormünder hassen und verwünschen werden. Denn

Von einem Mädchen will ich singen,
Das neunzehn Jahr die Welt gesehn,
Und wird mir itzt kein Lied gelingen:
So wird es ewig nicht geschehn.

Von einem Fähndrich will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich für Geschichten
Von ihm, von diesem Fähndrich, sah.

Es singe mit entbranntem Triebe,
Wer will, von einem General!
Ich singe Helden nur der Liebe;
Mein Fähndrich ist mein Ideal.

Doch eh' ich von dessen Leben und Thaten etwas verrathen darf, muß ich erst Einiges von dem lieben, neunzehnjährigen Mädchen erzählen, das ich allen meinen schönen Lesern, besonders denen unter neunzehn Jahren, hier zum Muster aufgestellt haben will. Also zur Sache. —

Mamsell Dorothea Elisabeth Schnitzlerin war die Tochter des Herrn Bürgermeisters Schnitzler in Schmutzbach, der zugleich eine Apotheke und einen Gewürzladen besaß, und seit mehrern Jahren an altem, selbst verdientem Golde ziemlich arm geworden war, weil er schlechterdings durch neues, selbst gemachtes reich werden wollte. Es war ein Unglück für ihn und für die Kunst, der er sich befliß, daß er gerade um die Zeit, da er auf dem Punkte war,

den Stein der Weisen, welchen er so lange vergeblich gesucht hatte, zu finden, einen jungen Mann als Provisor in seine Apotheke bekam, der von der Goldmacherei nicht das Geringste verstand, und sich ihr daher in dem Laboratorio aufs Hartnäckigste widersetzte. Dieser Provisor hatte sich vorgenommen, den etwas zerrütteten Wohlstand des Bürgermeisters auf dem allerlangweiligsten Wege und durch die allerkleinlichsten Mittel, nemlich durch unermüdliche, zweckmäßige Thätigkeit, und durch die pünktlichste Ordnung und gewissenhafteste Treue in Betreibung seines Geschäfts, allmählig wieder zu verbessern; und wahre Alterschwäche war es von dem Bürgermeister, daß er nicht auf seiner vorigen Methode beharrte, sondern sich von einem Manne, der fast zweimal jünger war, als er, so umstimmen und leiten ließ. Es war zwar nicht zu läugnen, daß sich der alte Herr nach Verlauf von ein Paar Jahren durch den Eifer seines Provisors schon viel wohler zu befinden anfing, und daß er die gerechteste Hoffnung hatte, mit der Zeit wieder auf einen recht grünen Zweig zu kommen; allein es war und blieb den=

noch eine unverzeihliche Thorheit von ihm, daß er nicht auf seinem alten Steckenpferde, das nach einem weit näheren, glänzenderen Ziele strebte, sitzen blieb. Das sagte sein Gevatter und sonstiger College am Schmelztiegel, der alte Actuarius, nicht hundertmal, sondern tausendmal. Und der Actuarius war ein verständiger, frommer Mann, der die Arbeit nicht mit Leichtsinn getrieben hatte, sondern sehr ernsthaft und religiös. Wenn er gleich bei den Processen in der Gerichtsstube gewöhnlich am Ende den Fluch der Parteien auf sich lud: so war doch von ihm zu rühmen, daß er keinen Proceß in dem Laboratorio ohne Gebet begann; und es war gewiß kein unbedeutender Zug seiner zarten Gewissenhaftigkeit, daß er das Geld, was er bei jenen erpreßt hatte, bei diesen immer, als Sündengeld, das er nicht behalten mochte, in den Tiegel und in die Kohlen warf.

Von dem Glauben an die Weisheit und Frömmigkeit dieses alten Gevatters war der Bürgermeister so zurückgekommen, daß er gar nichts mehr mit ihm zu thun haben wollte, und sich um das Reden und Schelten desselben nicht

kümmerte. Dagegen hatte sich ihm der Provisor, durch seine eigne Art von natürlicher Magie, so wichtig und unentbehrlich gemacht, daß er ihn gar nicht wieder von sich lassen wollte, und ihm daher den Antrag that, nicht mehr sein Provisor zu seyn, sondern sein Compagnon in Apotheke und Kramladen zu werden. Allein diese Ehre nahm der Provisor nicht geradezu an, weil er entweder noch etwas mehr, oder gar nichts weiter werden wollte. Das Ziel seiner Wünsche war Theechen's Hand. Dieser wünscht' er sich erst zu versichern, eh' er den Vorschlag des Vaters annähme. Bis dahin wollt' er sich auf nichts weiter einlassen, und wenn ihm Theechen nicht geneigt schiene, wollt' er sich, um sie gar nicht mehr zu sehen, fort in die weite Welt machen.

„Liebes Dorthchen," sagt' er daher zu ihr nach einer ziemlich langen Einleitung, da sie einmal Beide allein waren — „liebes Dorthchen, Ihr Vater will mich zu seinem Compagnon machen, aber Sie können mich noch zu etwas Besserem machen."

„Wozu denn?“ fragte sie äußerst freundlich.

„Zu seinem Schwiegersohne!“ war seine Antwort.

Da ward sie blutroth, lief zur Thüre hinaus, war böse, und verzieh dem Provisor den schrecklichen Antrag nicht eher, als bis er ihr nachlief, und ihn noch ein Paar Male wiederholt hatte. Dann war sie recht gut, und sagte: Ja; und nun stand der Compagnieschaft nichts mehr im Wege, und der Provisor sagte auch: Ja.

Er gab nun sein väterliches Erbtheil dem künftigen Schwiegervater mit in die Handlung, wodurch Dieser wieder mit einem Male außer Schulden war, und sie verabredeten Beide die gegenseitigen, billigen Bedingungen, unter denen sie die kaufmännische Verbindung mit einander schließen wollten. Ein gerichtlicher Contract ward nicht gemacht, weil sie sich schon in dem Verhältnisse als Schwieger-Vater und Sohn betrachteten, wo der Vortheil des Einen eben so sehr der Vortheil des Andern war.

Alle Drei veränderten nun ihre Titel und Namen. Der Herr Bürgermeister hieß schlechtweg lieber Papa, der Herr Provisor lieber Molitz, und Mamsell Theechen liebes Dorthchen. Bei den beiden Ersten kam dieß so ganz, ohne Verabredung, von selbst; bei der Letztern aber zum Theil auf ihr ausdrückliches Verlangen, weil der Vater von der alten Gewohnheit, Theechen zu sagen, schwer abzubringen war; allein die liebe Tochter versicherte, daß sie diesen Namen gar nicht mehr ausstehen könne, seit Molitz zu ihr gesagt habe: „Liebes Dorthchen, Ihr Vater „will mich zu seinem Compagnon machen.“ — Molitz freute sich hierüber als über einen sehr feinen Zug ihrer Freude über seinen Antrag. Er setzte die Sache beim lieben Papa durch, und hatte von nun an das Glück, dem Töchterchen auf allen Spaziergängen den Arm bieten zu dürfen, und Sonntags das Gesangbuch in die Kirche und aus der Kirche zu tragen.

Den Einwohnern von Schmutzbach entging dieß, als aufmerksamen Leuten, nicht lange, und die gehörigen Deutungen blieben ebenfalls nicht

aus. So tief auch das Stillschweigen war, das der Bürgermeister vor der Hand noch seiner Tochter und seinem künftigen Schwiegersohne über den Plan zu ihrer Verheirathung auflegte: so nahm doch das Gerede davon mit jedem Tage immer mehr überhand, besonders seit Molitz sich das Bürgerrecht erkaufte, und der Bürgermeister erklärte, daß er ihm die Apotheke übergeben habe, und künftig bloß den Kramladen für sich behalten wolle.

Die Einwohner, besonders die Einwohnerinnen, von Schmutzbach thaten sich nicht wenig auf die schlaue Scharfsichtigkeit zu gute, mit der sie die schlaue Verschwiegenheit ihres Stadtoberhauptes überflügelten. Sie hatten auch die gegründetste Ursache dazu, und ich selbst halte mich noch heute dazu verpflichtet, sie wegen der standhaften Beharrlichkeit, womit sie bei allen Gelegenheiten die Mamsell Schnitzler sowohl als auch deren Herrn Vater und Bräutigam, durch die allerdeutlichsten Anspielungen und Scherze verlegen zu machen suchten, recht von Grund aus zu loben und zu rühmen.

Allein, um durchaus streng-gerecht zu seyn, wie es dem Erzähler einer so ernsthaften und verwickelten Geschichte zukömmt, muß ich es auf der andern Seite auch eben so rügen und tadeln, daß man sich zu gleicher Zeit durch sein Urtheil über Herrn Molitz die allerkleinstädtischsten, altfränkischsten Begriffe von Menschenwerth und häuslichem Glück zu Schulden kommen ließ. Einige wenige, feinere Seelen ausgenommen, die, vermöge ihrer vornehmeren Anlage und Ausbildung, über eine so niedrige, eingeschränkte Ansicht der Dinge hoch erhaben waren, stimmten Alle darin überein, daß der Bürgermeister in der Wahl eines Compagnons, und Dorthchen in der Wahl eines Gatten gar nicht glücklicher hätte seyn können. Daß die jungen Mädchen Molitzens feine Gesichtsbildung, seinen immer saubern Anzug, und seine Höflichkeit rühmten, hatte seinen guten Grund, und zeigte wenigstens von einer Seite gute Anlage zur Würdigung der Verdienste eines Bräutigams; aber höchst kleinstädtisch und altmodisch lächerlich war es, daß die sogenannten verständigen Leute unaufhörlich von seiner Geschicklichkeit, Thätig-

keit, Ordnungsliebe, Redlichkeit und Sittlichkeit, als von den achtungswerthesten Tugenden, sprachen, welche dem Bürgermeister das sorgenfreieste, ruhigste Alter, und Dorthchen das wünschenswertheste, häusliche Glück verbürgten. Von so eingeschränkten Begriffen war man dort, troß der rühmlichen Gegenbemühungen vieler Schriftsteller, noch im letzten Jahrzehend des abgeschiedenen achtzehnten Jahrhunderts! Ich behaupte daher mit Zuversicht, daß der Thürmer in Schmutzbach, welcher das Amt eines Leihbibliothekars an sich gerissen hatte, ein eigensinniger, geschmackloser Pedant war, der unsre Modeschriftsteller im romantischen Fache nicht leiden mochte, und boshafterweise die Verbreitung ihrer Werke hintertrieb. —

Die sogenannten verständigen Leute sprachen also nur, wie recht altmodische, unbelesene Leute, und Molitz hatte nicht Ursache, stolz auf ihr Lob zu seyn. Auch war der Stolz keine gefährliche Klippe für ihn. Seine ungenialische Anspruchslosigkeit ließ ihm nur Sinn für die stille Werthschätzung und vertrauliche Liebe seines nächsten

kleinen Menschenkreises. Seit der alte Schnitzler wie ein wohlmeinender Vater mit ihm sprach, und seit Dorthchen ihm mit einer Menge von Küssen eine Menge Beglaubigungen ihrer Liebe gegeben hatte, war er so glücklich, daß er an das Lob und den Tadel der ganzen übrigen Welt gar nicht dachte. —

Er sah, wie jeder Verliebte, in seinem Dorthchen nicht nur ein sehr hübsches, sondern auch ein sehr gutherziges, gesittetes, gefühlvolles und vernünftiges Mädchen, und versprach sich daher die allerglücklichste Ehe mit ihr. Was war natürlicher, als daß er wünschte, recht bald durch das festeste und süßeste Band mit ihr verbunden zu seyn. Allein aus zwei Ursachen ward dieß schöne Ziel noch von dem Vater weiter hinaus geschoben. Die erste war die, daß die obere Etage des Hauses, welche dem jungen Paare eingeräumt werden sollte, fast noch auf ein ganzes Jahr an einen Major, der mit seinem Bataillon zu Schmutzbach in Garnison lag, vermiethet war. Die zweite Ursache war ein Geheimniß; und diese wollte der alte Bürgermeister nicht eher entdecken,

als bis sie nicht mehr statt fände. Es half also nichts, daß Molitz, zur Wegräumung des ersten Hindernisses, sich erbot, einstweilen mit einem etwas von außen beschränkten und eine ganze Etage tieferen Himmel vorlieb zu nehmen; denn er konnte das zweite Hinderniß nicht hinwegräumen, weil er es nicht kannte.

Der Major blieb also in dem ungestörten Besitze seiner Wohnung, denn wie hätte der Bürgermeister es über sich gewinnen können, einen so herablassenden und spaßhaften Herrn, der zuweilen, wenn er keine vornehmere Gesellschaft haben konnte, sogar in der Ladenstube mit einem Pfeifchen guten Knaster vorlieb nahm, die Zumuthung zu machen, seine Wohnung mit einer andern zu vertauschen. Auch Molitz konnte nicht das Mindeste dagegen einwenden, denn der Major sagte ja gewöhnlich: guten Abend, lieber Freund! zu ihm, wenn er vom Raths-Weinkeller etwas lustig nach Hause kam. Und Dorthchen konnte eben so wenig wider ihn seyn, da er ihr immer, wenn sie ihm zufällig auf dem Hausflur oder auf der Treppe begegnete, so freundlich

die Backen knip, ob er sie schon zuweilen mit seiner Spaßhaftigkeit feuerroth machte.

Indessen war der Major bei weitem nicht das größte Hinderniß, was sich der Verbindung der beiden Verlobten entgegenstellte. Unerwartet kam ein Fähndrich nach Schmutzbach, der bestimmt war, in dieser Geschichte eine Hauptrolle zu spielen, und der, sobald er erst einigermaßen festen Fuß gefaßt hatte, es sich recht heldenmäßig angelegen seyn ließ, hier seines Namens Gedächtniß zu stiften; welches ihm dann auch so wohl gelang, daß er, trotz seines niedrigen Ranges in der Armee, in der Schnitzlerischen Apotheke sehr bald eine weit wichtigere Rolle spielte, als der darüber wohnende Stabsofficier.

Man muß aber wissen, daß dieser Fähndrich sich vor allen Fähndrichen, die, seit Menschengedenken, in Schmutzbach aufgetreten waren, auf das Auffallendste auszeichnete. Er hieß Herr Christoph Gottlieb von Tapsenburg, und war der jüngste der sechs Söhne des kürzlich verstorbenen Herrn Hans von Tapsenburg, dem es als verdorbenem Kaufmanne sehr elend ging, bis er das

Glück hatte, im Jahre 1779 Kriegs=Commissarius zu werden; und der ein ganz gemeiner Hans Taps war, bis er die Ehre hatte, im Jahre 1786 in den Adelstand erhoben zu werden.

Eben besagter Herr Christoph Gottlieb machte nun auf einmal, dem Willen seines Herrn Vormündes gemäß, der ihm, um seinem Stande Ehre zu machen, monatlich fünf und zwanzig Thaler Zulage gab, nicht wenig Aufsehen in Schmutzbach. Er hatte eine nagelneue Uniform an, wenn er im Dienst war, und einen sehr feinen, knappen Jagdanzug, wenn er incognito aufs Krähenschießen ausging. Er hielt sich einen polnischen Reitklepper mit englischem Sattel und Zeug, rauchte Tabak zum Fenster hinaus aus einem Meerschaumkopf vom allergrößten Format, und warf den Betteljungen dabei oft Pfennige und Dreier auf die Gasse hinunter, um an ihren Prügeleien den kleinen Krieg zu studieren. Er war von gedrungener, derber Gestalt, sah allen Leuten sehr dreist ins Gesicht, und schrie im Dienst, so oft es irgend nöthig war, wenigstens zehnmal so arg, als es eigentlich nöthig gewesen

wäre, denn er war kein Neuling in der Kunst, sondern schon seit Jahr und Tag Officier, und verband mit sehr guten Anlagen einen sehr guten Willen, eine Art von Alexander in Sedez zu werden. Er hatte sich noch nie duellirt, hörte aber sehr gern von Duellen erzählen, und prügelte mit ausgezeichnetem Muthe den und jenen armen Teufel, der sich nicht wehren durfte. An Gefühl und Schönheitssinn fehlt' es ihm gewiß nicht, denn er ließ manchem halb verhungerten und verdursteten Invaliden, der ihm seine Noth klagte, so lange Schnapps einschenken, und zwang dem Bescheidnen so lange seine Wohlthat auf, bis er, zur großen Belustigung des Wohlthäters, unter dem Tische seinen Kummer auf ein Paar Stündchen vergaß. Auch hatte er schon weiland als Junker mehr als einmal seine Uhr versetzt, um mit der bloßen Kette ins Schauspiel zu gehen, oder ein hübsches Mädchen mit einem seidnen Tuche, das er ihr selbst um den Hals that, noch hübscher zu machen. Er spielte zwar kein Instrument, konnte aber mehrere Operetten-Arien und Schelmstückchen, die er nebst manchen andern

freien Künsten in den Wachstuben theoretisch und praktisch gelernt hatte, nicht ganz richtig, aber doch beinahe richtig, singen.

Es war nicht anders möglich, als daß ein Herr Fähndrich mit solchen äußern und innern Merkwürdigkeiten, die man in Schmutzbach zu schätzen wußte, recht sehr bewundert und respektirt wurde. Alle Augenblicke gab es etwas von ihm zu erzählen, bald von seinem Anzug, bald von seinen Thaten. Die meisten Leute nannten ihn, aus einer Art von ehrerbietigem Instinkt, Herr Baron; und Manchen war es, bei seinem Anblick, als wenn sie ihn schlechterdings Herr Graf nennen müßten. Einige reisende Virtuosen auf dem Hackebret und andern Instrumenten, und mehrere Bettelleute von guter Erziehung sollen es wirklich gethan, und sich nicht übel dabei befunden haben.

Daß auch in der Apotheke von ihm gesprochen ward, läßt sich denken, denn er ging alle Mittage als Gast des Majors durchs Haus, die Treppe hinauf und hinunter, wobei er ziemlich vernehmlich mit den Füßen auftrat. Der Bür-

germeister meinte, er müsse gewaltig reich seyn; Dorthchen schalt ihn stolz, weil er sie nie grüßte, wenn er unter ihrem Fenster hinging; Molitz war frech genug, zu behaupten, es sey gar nicht der Mühe werth, zu untersuchen, ob er wirklich stolz, oder roh, oder blöde sey. Doch das Schicksal ließ eine so gröbliche Versündigung gegen einen so vornehmen Herrn, wie billig, nicht ungeahndet. —

Die sogenannten Honoratioren in Schmutzbach hatten ein gesellschaftliches Kränzchen, in welchem sie alle vierzehn Tage Sonntags Nachmittag sehr geputzt zusammen kamen, und bis nach dem Abendessen bei einander blieben. Man trank dabei viel Kaffee, viel Bier, und bedurfte daher nicht viel Wein. Man strickte, man rauchte Tabak, und konnte vor Aerger und Zanken beim Solo manchmal gar nicht zum Gähnen kommen. Beim warmen Kaffee war man ziemlich kalt gegen einander, und Weiber und Männer waren, wie Schäfchen und Böckchen, von einander geschieden. So blieb es bis zum kalten Abendessen, wo man durch den Wein etwas wär-

mer ward, und beide Heerden nun als eine einzige durch einander liefen.

Das nächste Mal, da das Kränzchen beim Accise-Inspektor war, trat auch der Herr Fähndrich von Tapsenburg, als Gast des Accise-Inspektors, in dessen Hause er wohnte, in das Gesellschaftszimmer. Er ward so feuerroth bei seinem Eintritt, als ob alle Adern in seinem Kopfe zerspringen wollten, woraus man auf ein ziemlich martialisch-cholerisches Temperament mit gründlicher Sicherheit schließen konnte. Seine Verbeugungen wurden sehr vielfach erwiedert, und aus purer Höflichkeit sprach die ganze Gesellschaft lange kein Wort, sondern sah den vornehmen Gast bloß mit ehrfurchtsvollen Blicken an. Doch einige junge Mädchen faßten sich zuerst wieder, indem sie die Augen tief auf ihre Strickstrümpfe schlugen, und einander diese und jene Bemerkung zuzischelten. Darauf reichte die Frau Wirthin dem Herrn Fähndrich eine Tasse Kaffee, und der Herr Wirth eine Tabakspfeife zur Erquickung und Unterhaltung, und Alles ging nun seinen hergebrachten, ordentlichen Gang.

Die allerfesteste, mit Kanonen und Scharfschützen besetzte Schanze ist von einem heranrückenden Feinde zehnmal leichter zu durchbrechen, als ein Schmutzbacher weiblicher Kreis um einen Kaffeetisch herum von einem fremden, sprechlustigen jungen Manne. Alle Pfeile seines Witzes, mit denen er sich die Bahn brechen will, prallen ohne Wirkung an den auswärts gekehrten Rücken der Damen ab, und die Leuchtkugeln der Galanterie und die Schwärmer des Scherzes, welche mitten in ihren Kreis fliegen, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen und sie durch eine Kriegslist aus einander zu sprengen, zerplatzen und verknallen, ohne eine andre Wirkung hervorgebracht zu haben, als daß man die geblendeten Augen desto sorgfältiger niederschlägt, und sich desto enger an einander schließt. So muß der Angreifer immer von selbst die Blokade und das Bombardement aufgeben, und sich, ohne daß eine einzige Stricknadel gegen ihn wäre in Bewegung gesetzt worden, bloß vor den negativen Waffen der mäuschenstillen Ehrbarkeit zurückziehen.

Unserm Herrn Fähndrich ging es nicht besser, als er von einem aufgenommenen Knaule Baumwolle die Gelegenheit hernahm, den Damen wegen ihres großen Fleißes ein Compliment zu machen. Mamsell Schnitzler, welcher der Knaul gehörte, machte eine höflich dankende Verbeugung, ward feuerroth, und schwieg; und die sämmtlichen andern Damen schwiegen eben so hartnäckig still, und beeiferten sich bloß mit ihren Fingern auf's Lobenswürdigste, der vorgefaßten, guten Meinung des Herrn Fähndrichs zu entsprechen. — Dieser wagte noch zu zweien verschiedenen Malen geistvolle Angriffe, theils vom draußen befindlichen Wetter, theils von der Hitze des Zimmers entlehnt, aber sie blieben, wie der erste, ohne Wirkung, und er mußte unverrichteter Sache abziehen, und sich mit manchem andern Helden trösten, dem es bei mancher Belagerung nicht besser ging.

Desto günstiger war ihm das Glück beim Whist, das der Accise-Inspektor, der ein halber Hofmann war, ihm zu Ehren veranstaltet hatte, ob es gleich ihm und den andern beiden Mitspie-

lern blutsauer ward, sich an die französischen Karten zu gewöhnen. Das Gefühl seiner Ueberlegenheit heiterte den Herrn von Tapsenburg hiebei so wohlthätig auf, daß sein gesellschaftlicher Muth mit jeder Viertelstunde wuchs, und es ihm daher ein Kleines war; späterhin auch seine Ueberlegenheit an den hochaufgethürmten Butterbrodt-, Braten- und Kuchenschüsseln, wie auch an den vollen Weinflaschen, zu zeigen, und sich in kurzer Zeit recht lustig zu essen und zu trinken. Doch seinen Haupttriumph über den Provisor und die sämmtlichen jungen und alten Herren der Gesellschaft feierte er erst, als man nach dem Essen auf den lustigen Einfall gekommen war, nach einer verstimmten Geige, auf welcher der Accise-Inspektor ein Paar Angloisen und Walzer vorkratzte, hin und her zu rennen, und sich, bis zum schwindlich werden, im Kreise herum zu drehen, welches man tanzen nannte.

Hätte man in Schmutzbach so schön getanzt, als man gern und wild tanzte, so wären die Vigano's keine Seltenheit mehr gewesen. Allein da man hier, wie an mehreren Orten, das

Tanzen nicht für eine Kunst, sondern nur für eine spashafte Motion hielt: so strebte man nach dem Ruhme der Vigano's nicht, und schrieb seinen Füßen eben keine strengen Gesetze vor. Die raschesten und unermüdlichsten, wenn sie auch grade nicht die zierlichsten und geschicktesten waren, wurden am höchsten geschätzt. Und so kam es dann auch, daß der Herr Fähndrich von Tapsenburg mit seinen Füßen bei den Weibern und Töchtern der Honoratioren von Schmutzbach nicht wenig Glück machte. Er kam, er sprang, und siegte. —

Der Provisor war gegen ihn im Tanzen ein ganz erbärmlicher Wicht, das mußte Mamsell Schnitzler sich gleich bei dem ersten Walzer mit ihm gestehen, so sehr sie auch übrigens von den Vorzügen ihres Bräutigams eingenommen war. Ein Tanz mit dem Herrn Fähndrich hatte ein ganz anderes Leben, und war ein Vergnügen von weit reellerer Art. Da flog man, wie von Oberon's Horne begeistert, im Zimmer herum, und das ganze Zimmer mit allen seinen Tischen und Stühlen und Gästen drehte sich eben so schnell

in entgegengesetzter Richtung mit. Da ward auf keine pedantische Weise der Gesundheit gedacht und an Mäßigkeit erinnert, sondern dem Geiger zugerufen, immer schneller zu spielen, und der Becher der Lust ward bis zum trunken- und ohnmächtig werden geleert.

Als gegen Mitternacht der Spas vorbei war, und die erhitzten Paare sich noch auf ein Weilchen zur Abkühlung setzten, trat Molitz mit zärtlicher Besorgniß zu Dorthchen, und sagte, daß er wegen ihrer übermäßigen Anstrengung sehr unruhig und bekümmert gewesen sey. Dorthchen versicherte, daß er dieß gar nicht nöthig gehabt hätte, denn sie sey in ihrem Leben nie vergnügter, als bei diesem Tanze, gewesen. Molitz, dessen Gesicht vor Lächeln nicht ganz finster, und vor Trübsinn nicht ganz lächelnd werden konnte, wollte eben ihre Hand ergreifen, und ihr sagen, daß er schon weit vergnügtere Abende in ihrer Gesellschaft erlebt habe; allein im Augenblicke versicherte der Herr von Tapsenburg, der Dorthchens Worte gehört hatte, daß auch er, auf Ehre, noch nie so glücklich gewesen wäre, als bei dem letzten Wal-

zer. — Dorthchen konnte dieß Mal weder vor Bescheidenheit noch vor Beschämung roth werden, weil sie vor Erhitzung schon über und über roth war. Sie machte also nur eine äußerst freundliche Verbeugung, und sagte mit niedergeschlagenen Augen: „O, ich bitte Ihnen.“ —

Und nun entwickelte der Herr Fähndrich seine gesellschaftlichen Talente in der meisterhaften Schilderung von den ungeheuer langen Colonnen auf den Bällen in der Residenz so überraschend und in die Augen springend, daß Molitz ganz geblendet und neidisch davon schlich, weil er sich vermuthlich nicht zutraute, jemals über einen so interessanten Gegenstand eine so interessante Unterhaltung anknüpfen zu können.

Ueberhaupt war er von diesem Abend an so vor den Kopf geschlagen und thöricht, daß Dorthchen alle Ursache hatte, sich seiner in ihrem Herzen zu schämen, ja daß ich selbst mich fast schäme, seinen Namen ferner auf so schönes Papier zu schreiben. Ich bräche augenblicklich ab, und erzählte kein Wort weiter von ihm, wenn ich nicht, zum Muster für meine liebenswürdigen Leserin-

nen, und zu Dorthchens Ruhme, noch erzählen müßte, wie diese endlich aufs Großherzigste mit ihm brach.

Nicht ohne Verdruß schreib' ich es daher nieder, daß sein eingeschränkter Kopf gar nicht den mindesten Sinn für die Ehre hatte, die der Herr Fähndrich seiner bürgerlichen Braut gleich diesen Abend durch das nach Hause führen, und nachher durch wiederholte Besuche, erst im Laden am Tage, und endlich im Garten des Abends, auf die herablassendste Weise anthat. Allein Dorthchen hatte Sinn dafür, und strafte den albernen Apotheker für seinen Nichtsinn, wie es recht und billig war. So gleichgiltig und stumm, als er gegen den Fähndrich war, war sie es auch gegen ihn; und je herzlicher er, zur Wiederherstellung ihres Einverständnisses, mit ihr zu sprechen begann, desto kälter wies sie seine Erklärungen zurück. — Seinen Küssen entzog sie sich aber, damit er nicht gänzlich an ihrer Liebe verzweifelte, nur zum Theil; und hielt ihm, wenn auch nicht ihren Mund, doch den hintern Theil ihrer Backe, in der Gegend des Ohrzipfels, mit vieler Grazie hin.

Es war eine gewaltige Anmaßung und Thorheit von ihm, daß ihm Dieses nicht genügte, und daß er Jenes so übel empfand. — Hätte der alte Bürgermeister die Sache gehörig durchschaut: so würde Dieser ihn hoffentlich ernsthaft zurecht gewiesen haben; allein der alte Herr hatte den Kopf von gar zu wichtigen Dingen voll, und konnte daher unmöglich bemerken, was dicht neben ihm vorging. Und hiebei kann ich nicht unterlassen, hunderttausend Vätern und Müttern, und eben so vielen Onkeln und Tanten im Vorbeigehen ein recht freundliches Compliment zu machen, wegen der glücklichen Unwissenheit, in welcher sie gewöhnlich in Absicht der Herzen ihrer lieben Kinder und Geschwisterkinder leben. Man thut ihnen wirklich sehr unrecht, wenn man meint, daß sie bloß durch die buntgefärbten Brillen der bestochenen Affenliebe die physischen und moralischen Eigenschaften ihrer Lieblinge beschauen. Nein, man kann ihnen nachrühmen, daß sie, mit großmüthiger Verzichtleistung auf den Gebrauch ihrer wichtigsten Sinne, oft ihres ganzen Verstandes, ihren Kopf mit Augen und Ohren und Gehirn in eine

dicke Nebelkappe hüllen, welche macht, daß die liebenden Kinder und Geschwisterkinder ihr Wesen ganz offen treiben können, so klug oder unklug, als es ihnen beliebet, ohne die allermindeste Einschränkung oder Störung.

So stak auch der alte Herr Bürgermeister über und über in einer Nebelkappe, und seine liebe Tochter liebkosete ihn mehr als jemals, damit ihm recht wohl darin wäre, und damit er nicht auf den Einfall käme, den Kopf einmal unversehens herauszuziehen, und mit freien Augen und Ohren um sich her zu sehen und zu hören.

Alle wären recht sehr glücklich gewesen, wenn auch Molitz sich seinen Verstand und seine Sinne recht dicht hätte umhüllen wollen. Allein Der hielt sich sein Schnupftuch bloß dann und wann vor die Augen, nicht um sie blind zu machen, sondern bloß, um sie zu trocknen, wenn sie oft unversehens — der Himmel mochte wissen, warum — feucht geworden waren. Daß es aber ungleich besser gewesen wäre, wenn er seinen ganzen Kopf, wie der alte Herr, hübsch in eine Nebelkappe gesteckt hätte, bewies er selbst dadurch,

daß er oft im Stillen seufzte: „Wenn ich nur „das verdammte Notenblatt mit der Arie:

„Dich, Doris, mein Verlangen
„Hab' ich im Traum erblickt u. s. w.

„nicht gesehen hätte!“ und daß er nach ein Paar Tagen, als er dieß verschmerzt zu haben schien, noch heftiger ausrief: „Wenn ich sie nur nicht „hätte singen hören:

„Dich, Christoph, mein Verlangen
„Hab' ich im Traum erblickt u. s. w.“

Er argwöhnte nemlich, der Herr Fähndrich von Tapsenburg habe die Arie von seinem Bedienten abschreiben lassen, weil sie auf schönes Postpapier auf's Schülermäßigste gekritzelt, und voller orthographischer Fehler war, — und Dorthchen sey nun eitel genug, sich den Namen Doris zuzueignen, und habe aus übertriebner Höflichkeit statt Dich Doris — Dich Christoph gesungen, um dem Herrn Christoph Gottlieb von Tapsenburg ein Gegencompliment zu machen. Das war aber Alles sehr weit fehlgeschossen, denn nicht der Bediente, sondern der Herr selbst hatte

die Abschrift verfertigt, und Dorthchen eignete sich gar nicht fälschlicher Weise aus Eitelkeit den Namen Doris zu; sondern sie war seit mehrern Tagen schon von dem Herrn Fähndrich feierlich so getauft worden; sie war damit also längst vertraut, und sang daher auch nicht aus Höflichkeit, sondern aus einem ganz andern, freien Triebe: Dich, Christoph.

Molitz hatte gehört, und glaubte sehr fest, es wären den Mädchen zwar alle, von ihren Liebhabern um ihretwillen geweinte Thränen sehr schmeichelhaft, aber doch gäb' es welche, die ihnen eine sehr angenehme Unterhaltung, und wieder welche, die ihnen Langeweile und Widerwillen verursachten. Zu der ersten Klasse sollten die thörichten, ohne Grund geweinten Thränen eines glücklichen, und zu der zweiten die, ebenfalls thörichten, aber aus gutem Grunde geweinten Thränen eines unglücklichen, widerrechtlich zurückgesetzten Liebhabers gehören. Ob Molitz darin recht oder unrecht hatte, darf hier nicht erörtert werden, weil die meisten Mädchen sich aus solchen Erörterungen nicht nur nichts machen, son-

dern sie sogar verabscheuen, und der Verfasser also in Gefahr stünde, sich muthwilliger Weise um das Beifalllächeln zu bringen, das seine Arbeit wegen ihrer hohen, historischen Wichtigkeit so sehr verdient. Wer an jenem Erfahrungssatze also wenig oder viel auszusetzen hat, mag seine Rache dafür an Molitz nehmen, so wenig oder so viel ihm beliebt. — Da Dieser nun aber dieses Glaubens einmal war, und zu der zweiten Klasse von unangenehmen, Langeweile machenden Thränen auch die seinigen zählte: so wäre seine Pflicht gewesen, streng darauf zu halten, daß sie Doris nicht sähe. Allein er war so schwach, dieses dann und wann nicht im Stande zu seyn, und verdiente daher die schnöde Behandlung, welche ihm mit jedem Tage immer auffallender wiederfuhr; denn anstatt zu amüsiren, wie es die Pflicht eines rechten Liebhabers ist, fing er an mit den Ausbrüchen seines tiefnagenden, innerlichen Schmerzes zu ennüyiren, welches bekanntlich von allen Sünden, die man bei einem hübschen Mädchen begehen kann, die allerunverzeihlichste ist.

Das einzige, noch übrige Gute an ihm war vielleicht dieß, daß er seine Sünde oft lebhaft fühlte; kraft welches Gefühls er sich auch an einem heitern Morgen, da er recht heiter und muthig erwachte, zu einer gänzlichen Aenderung und Besserung ernstlich entschloß. Er waffnete sich mit aller seiner Stärke gegen die Ohrenbläsereien des Verdachts und der Eifersucht, und hielt alle Ausbrüche des Mißmuths und des Schmerzes sorgfältig zurück. Er nahm sich vor, von nun an nicht anders als mit heiterm Gesichte vor seiner Geliebten zu erscheinen, and in einem möglichst frohen, unbefangenen Tone mit ihr zu sprechen. Dabei wollt' er auf die flüchtigen Liebkosungen, die er seit langer Zeit schon mehr gab und nahm, als erhielt, auf ein Weilchen freiwillig Verzicht thun, weil er hoffte, daß eine neu erwachte, wärmere Zuneigung ihm über kurz oder lang reichlich und doppelt süß ersetzen würde, was er einstweilen entbehrte. Und während er so auf der einen Seite, dem Scheine nach, einen Rückzug that, suchte er auf der andern Seite bei dem Vater, durch einen, wo möglich, noch lebhafteren Diensteifer

als bisher, einen immer festern Fuß zu fassen, und dadurch seinem Ziele merklich näher zu kommen, daß er in der Stille immer ernstlicher in den Vater drang, ihn wenigstens durch eine feierliche Verlobung vor der ganzen Stadt zu dem Bräutigam seiner Tochter zu erklären, wenn er auch fürs erste noch Anstand nehmen wollte, ihn zu seinem Schwiegersohne zu machen. Dadurch hoffte er nemlich, auf die schicklichste und nachdrücklichste Weise zugleich, den Herrn Fähndrich zu entfernen, und seine Braut von einer kleinen Verirrung, zu welcher er sie nur augenblicklich durch Unvorsichtigkeit und Eitelkeit verführt glaubte, zurück zu bringen.

Der alte Herr versicherte, daß die Verlobung nun gewiß recht bald vor sich gehen solle, und bat Molitzen, nur noch eine ganz kurze Zeit in stiller Geduld zu harren, denn bald werde er ihn mit einer überaus angenehmen und höchst unerwarteten Nachricht überraschen, und diese solle, seinem schon so lange verfolgten Plane nach, mit der Verlobung zugleich gefeiert werden. Dabei sah der alte Herr ungemein wichtig und geheimnißvoll

aus, griff dann eilig nach Stock und Hut, und lief zum Hause hinaus, ohne sich um Molitzens neugierige Verwunderung weiter zu bekümmern.

Auch bei der Tochter blieb Molitzens neueste Art sich zu benehmen fürs erste noch ohne alle scheinbare Wirkung; doch ließ er den Muth nicht sinken, seinen gefaßten Vorsatz auszuführen, und hoffte in stiller Geduld einer bessern Zukunft entgegen.

„Wie kommt es,“ sprach er höchstens zu ihr — „daß Sie jedes meiner unschuldigsten „Worte jetzt mißverstehen? — Wie ist es mög„lich, daß Sie Ihren treuesten Freund so verken„nen, liebes Dorthchen?“ —

Der arme Tropf dachte sie mit den Worten: liebes Dorthchen, zu bestechen, und sprach sie noch rührender und bedeutender aus, als damals, da er zu ihr sagte: „Liebes Dorthchen, „Ihr Vater will mich zu seinem Compagnon ma„chen.“ Allein dießmal verunglückte sein Kunststück ganz und gar; denn seit der Herr von Tapsenburg gesagt hatte: „Liebe Doris, sind Sie „mich gut?“ — konnte sie den Namen Dorthchen

gar nicht mehr ausstehen, und wer sich bei ihr einschmeicheln wollte, mußte sie schlechterdings Doris nennen; weshalb auch ich, ihr Biograph, um ihre Gunst nicht zu verscherzen, hiermit feierlich angelobe, sie von nun an in dieser Geschichte immer eben so zu nennen, und gar nicht mehr zu thun, als ob sie jemals anders geheißen hätte. —

An einem Abend endlich, da Molitz ganz einsam, weil fast kein Mensch im Hause war, bei einem Buche in dem düstern, engen Stübchen neben der Apotheke saß, ohne sich um die laue Mondnacht zu bekümmern, welcher die Nachtigallen eben im Garten entgegenschlugen, trat der Bürgermeister, der seit ein Paar Stunden ausgegangen gewesen war, auf einmal mit ungewöhnlich muntern Schritten zur Thüre hinein, ohne sie wieder hinter sich zuzumachen, und nahm den Hut nicht vom Kopfe, und ließ den Stock mitten in dem Stübchen hinfallen, nicht aus Unhöflichkeit oder Zorn, sondern aus lauter froher Eile und liebevoller Gutmüthigkeit, weil er die Zeit nicht erwarten konnte, seinen lieben Compagnon an die

Brust zu drücken, und weil er deshalb schon in der Thüre seine Arme weit ausgestreckt hatte.

„Nun ist es richtig! richtig!“ rief er mit lauter Stimme — „nun hab' ich von Allen, die „darein zu sprechen haben, das Wort, daß Sie „Rathmann werden, lieber Molitz! Morgen früh „ist Rathsversammlung, da werden Sie zum „Rathmann ernannt! und morgen Mittag ißt der „ganze Rath auf meine Kosten in dem goldenen „Affen — ich habe schon Alles bestellt und einrich= „ten lassen — und dann verlob' ich euch feierlich, „und den Abend tanzen wir Alle, Jung und Alt, „durch einander, so viel wir können und mögen, „und wer da nicht recht durch und durch mit Leib „und Seele vergnügt ist, der darf mir nie wieder „vor die Augen kommen, und wenn er mein al= „lerbester Freund gewesen wäre.“ —

Molitz wußte vor freudigem Erstaunen über die nahe Verlobung nichts als einzelne, frohe und dankbare Worte auszusprechen. Die so uner= wartete Nachricht, daß er Rathmann werden sol= le, hielt er für einen bloßen Scherz, und er= wähnte sie weiter nicht. Allein da schwur ihm

endlich der alte Bürgermeister zu, daß es wirklich Ernst damit sey, und daß er sich über die außerordentliche Ehre recht sehr freuen müsse. Und nun lag auch mit einem Male die Ursache, warum der Bürgermeister die Verlobung so lange aufgeschoben hatte, von ihrem geheimnißvollen Schleier entkleidet, vor den Augen. Der alte Herr hatte sich vom Anfang an die Grille in den Kopf gesetzt, daß seine Tochter mit einem nagelneuen Rathmanne verlobt werden solle, und daher mußte Molitz so lange warten und schmachten und sich vor Eifersucht abhärmen, bis ein steinalter Rathsherr, dem ein zweimaliger Schlagfluß schon die Glieder gelähmt hatte, endlich beim dritten Male todtgeschlagen wurde, und bis dann alle mitstimmenden Rathmänner dem Bürgermeister die Wahl seines Compagnon's zugesagt hatten.

Molitz freute sich über die unverlangte Ehre, so viel ihm möglich und überhaupt nöthig war, um dem gutmüthigen Vater die Freude nicht zu verderben. Im Grunde war aber Alles lauter Verstellung, denn er war von der Natur viel zu sehr an Verstand und ächtem Ehrgefühl verwahr-

loset, als daß er hätte begreifen können, was es eigentlich sagen wollte, ein Rathmann von Schmutzbach zu werden.

Er hatte dafür einen andern, äußerst lebhaften Wunsch, nemlich den, daß Doris zugegen seyn und die Neuigkeiten mit anhören möchte; allein wenn er klug gewesen wäre, hätte er den Wunsch gar nicht sollen in seinem Kopfe aufkommen lassen. Und wirklich unklug war es von ihm, daß er das Dienstmädchen, das fortspringen wollte, um die Mamsell aus dem Garten zu holen, in der Thüre am Rocke fest hielt, und zurückschob, um selbst in den Garten zu laufen. Hundert dumme Streiche hätte er begehen können, nur diesen einen nicht: so wäre gewiß Alles so gut gegangen, wie es an hunderttausend Ecken in der Welt geht; er wäre am andern Tage nicht nur erwählter Rathmann, sondern auch erklärter Bräutigam geworden, hätte in kurzem Hochzeit und dann Kindtaufen gehabt, und des Gratulirens wäre bei ihm kein Ende gewesen. Aber der eine dumme Einfall brachte ihn um Alles, und ward die Quelle sehr bitterer, aber freilich wohl-

verdienter Schmerzen für ihn. Wenige Minuten später sah er dieß auch wohl schon ein, und bereute es, denn da stand er blaß und zitternd an der mondhellen Gartenlaube, als ob er die ärgste Sünde begangen hätte, oder begehen sähe. Allein das war wieder eine Thorheit von ihm; denn der dumme Streich, daß er in den Garten ging, war ja doch grade keine Sünde, und eben so wenig sah er auch eine begehen, denn wer schläft, sündigt ja nicht, sagt das alte Sprichwort unwidersprechlich richtig, und Doris sowohl als der Herr Christoph von Tapsenburg schliefen ja, wie ich als Autor aufs Heiligste versichern kann, so fest auf der Laubenbank, daß sie Beide nicht nur ziemlich laut schnarchten, sondern auch mit den Gesichtern so dicht an einander gesunken waren, daß kein Lichtstrahl vom Vollmonde, der ihnen grade gegenüber stand, dazwischen durchkommen konnte. — Wenn Einer von Allen ein Sünder war, so war es unstreitig der Mond, denn Der hatte das schlafende Paar verführt, sich ihm gegenüber in die Laube zu setzen, und hatte Beiden dann so grell in die Augen geschienen, und sie so

begeistert, daß ihnen endlich, vor übergroßem Vergnügen, Hören und Sehen verging; und nun — was das Aergste war — beleuchtete er sie auch so hell, daß Molitz sie schon von fern' erblickte, ob er sich gleich eben nicht der allerschärfsten Augen rühmen konnte.

Dieser war durch den unerwarteten Anblick auch dermaßen geblendet, verstummt und irre gemacht, daß ihm seine Sinne und sein Verstand ihre Dienste auf einmal versagten, als wenn er nun wirklich wider seinen Willen mit dem Kopfe in der Nebelkappe stäke, in die er ihn schon lange hätte freiwillig stecken sollen. Er wollte laut aufschreien und schelten, aber er brachte keinen lauten Ton heraus. Dann wollt' er eilig davon stürzen; aber er vermochte kaum mit zitternden Knieen langsam davon zu wanken, wie ein Kranker. Und anstatt wieder dahin zurückzugehen, wo er hergekommen war, taumelte er immer weiter vorwärts. Und dann stand er auf einmal an der angelehnten Pforte, durch welche der Herr von Tapsenburg vor ein Paar Stunden hereingeschlichen war. Mit einem schweren Seufzer ließ er

sie hinter sich, und ging an den grauen Gartenwänden langsam hin, bis er an die breite Landstraße kam; und diese verfolgte er dann unter tausend bittern Thränen, bis er mit Tagesanbruch nach Neubendorf zu seinem Bruder, dem Amtmann, kam, der nicht wenig über den frühen Besuch verwundert war. — Der Amtmann fragte ihn sehr ängstlich, was er denn verbrochen habe, weil er wahrscheinlich so eben ohne Stock und Hut aus dem Rathsgefängnisse in Schmutzbach entsprungen sey?

„Ach, nichts hab' ich verbrochen!“ antwortete der Apotheker — „ich bin bloß ein Thor gewesen; und heute soll ich Rathmann werden. „Thu mir den Gefallen, lieber Bruder, in meinem Namen an den Bürgermeister zu schreiben, „daß daraus nichts werden könne, und daß ich „nicht wieder käme; und dann schicke den Brief „durch einen reitenden Boten fort, damit er, wo „möglich, noch vor der Versammlung der Rathmänner ankömmt.“

Dem Amtmann waren dieß unerklärliche Worte, aber er setzte sich dennoch hin, und besorg-

te den Brief, denn der Apotheker wich allen Erklärungen fürs erste dadurch aus, daß er über Kopfschmerzen und Müdigkeit klagte, und sich dann gleich auf ein Bette warf.

Der Bote brachte am Abend einen Brief vom Bürgermeister mit zurück, worin Dieser seinen entwichnen Compagnon aufs Allerdringendste um augenblickliche Rückkehr bat; Dieser war aber schon seit einigen Stunden, mit einem Hut, einem Stock und einer Tasche voll Geld von seinem Bruder, wieder davon gegangen, und Niemand wußte, wohin. Der Brief blieb also unerbrochen liegen, und der Schreiber desselben hoffte vergeblich der gewünschten Wirkung seiner Bitte entgegen.

Der alte Mann war hierüber ganz trostlos, und Gram und Unmuth zehrten sichtbarlich die Kräfte seines Körpers und seiner Seele ab. — Er war an dem verhängnißvollen Abend, da er eine Viertelstunde auf Molitzen gewartet hatte, ebenfalls in den Garten gegangen, weil ihm die Zeit zu lang ward, bis er das vermeinte glückliche Paar sähe. Er kam an die Laube; sein er-

schrockner, zürnender Ausruf schreckte die Schläfer auf; der überraschte Held faßte sich schnell, und ergriff die Flucht; Doris stotterte Entschuldigungen hervor, und eilte dann ins Haus, um ihren Aerger an dem Dienstmädchen auszulassen, das den Garten nicht besser gehütet hatte; Molitz ward gerufen und gesucht, aber er antwortete nicht, und war nirgends zu finden.

Noch schmerzlicher, als sein Entschlummern, war das Erwachen des alten Mannes, als man ihm die böse Nachricht gab, daß Molitz noch nicht zurückgekommen sey. Er ging in halber Verzweiflung aufs Rathhaus. Als eben abgestimmt werden sollte, erhielt er Molitzens Brief; er bat, daß man die Wahl noch ein Paar Tage aufschieben möchte, und ließ sich halb ohnmächtig nach Hause führen. Als er sich etwas erholt hatte, schrieb er jene bittende Antwort. Einem alten Freunde gab er den Auftrag, seine Stelle bei dem Gastmahle zu vertreten. Seiner Tochter verbot er, aus ihrer Stube zu gehn; und Maurer wurden geholt, um die hintere Gartenthüre zu vermauern. Als aber gegen Abend ein Paar junge

Männer aus der Gesellschaft in dem goldnen Affen kamen, und nicht nachließen, um Doris zu bitten, gab er ihr mit einem verachtenden Blicke die Erlaubniß, mit zu gehn; und diese ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern ging fort, und tanzte frohen Muthes bis spät in die Nacht; woraus man siehet, wie ungleich größer, unter gewissen Umständen, die Geistesstärke einer Bürgermeisterstochter als die eines Bürgermeisters selbst seyn kann.

Und diese ihre Geistesstärke war nicht etwa ein einzelner, schnell verschwindender Blitz, sondern, ihrer bewundernswürdigen Dauer nach, eine wahre ewige Lampe, der es weder bei Tage noch bei Nacht an Oel gebrach. Und hieran konnt' es ihr gar nicht gebrechen, denn alle zwei Tage schickte ihr der Herr von Tapsenburg heimlich einen recht rührenden, oder recht schelmischen Roman, worin liebende Paare gegen hartherzige Aeltern und Verwandte kämpfen; und bei jedem Titelblatte lag ein zärtlich geschriebener Brief, der größtentheils auch aus einem Roman copirt war. Die väterlichen Thränen, die jene ewige Lampe

verlöschen sollten, trafen die lodernde Flamme gar nicht, sondern sanken als gemeines Wasser in dem ätherischen Oele der romantischen Liebe unter, und schadeten ihm also nicht, sondern hoben es nur höher empor. —

Ich habe, wie Leser und Leserinnen merken werden, nunmehro gerade den interessantesten Theil meiner Geschichte erreicht; und ich hätte hiermit die schönste Gelegenheit, mich in der grellen Schilderung eines thörichten, gefühllosen Alten, in der Lobpreisung eines edeln Ritters, der mit bewußtvoller Resignation einen romantischen Klecks auf seinen blanken Adelsbrief macht, und in der zartpunktirten Engelsfigur eines, herzhaft darauf los liebenden Mädchens zu zeigen. Die Wirkung auf die Thränendrüsen von zehntausend schönen Mädchenaugen würde nicht außenbleiben, und mein schriftstellerischer Ruhm hätte mit einen Male einen derben, soliden Grund. Aber die Farbennäpfchen, in die ich meinen Pinsel tauchen müßte, und die Radirnadeln und Grabstichel, welche ich brauchte, sind leider durch die gar zu fleißigen Hände meiner frühern Herren

Collegen so ausgebraucht und abgestumpft, und zu so unübertrefflichen Meisterstücken ver= und zerarbeitet worden, daß ich meine Hand an das große Werk gar nicht legen mag, sondern Leser und Leserinnen lieber inständig bitte, sich die interessanten Bilder von ihrer eignen Phantasie ausmalen zu lassen, und sie dann so gerührt zu betrachten, und bei dieser Betrachtung so viel zu schelten und zu weinen, als ihnen beliebt.

Mit wenigen Worten erwähn' ich daher nur noch, daß bei Molitzens längerm Außenbleiben endlich ein anderer Rathmann gewählt werden mußte, und daß der alte Schnitzler, vor Kummer und Beschämung hierüber, seine Bürgermeisterstelle niederlegte. Sein sehnlichster Wunsch war nun noch der, daß seine Tochter von ihrer begangenen Verirrung zurückkommen, und ihr Herz mit erneuter Liebe ihrem bestimmten Bräutigam wieder zuwenden möchte. Seine liebste Hoffnung war die, daß Dieser wiederkommen und die bereute Verirrung seiner Braut verzeihen werde. Ob Molitz dabei jemals Rathmann hieße oder nicht, was ihm sonst so wichtig war, küm=

merte ihn jetzt nicht, denn erduldetes Leiden und Furcht vor einem möglichen, noch größeren Unglücke belehren schnell und richtig über wahres und über bloß eingebildetes Glück, und lassen uns mit schnell zur Weisheit gereiftem Blicke das Entbehrliche von dem Unentbehrlichen unterscheiden.

Allein der sehnlichste Wunsch des unglücklichen Mannes blieb völlig unbefriedigt, und seine liebste Hoffnung ging nur zum Theil in Erfüllung.

Doris erklärte mit der vollen Energie eines schwärmerisch liebenden Herzens, daß sie dem Herrn von Tapsenburg an dem bewußten Mondschein-Abend in der Laube, ohngefähr eine Stun- vor ihrem gemeinschaftlichen Einschlafen, ewige Liebe geschworen habe; der Herr von Tapsenburg habe ihr das Nemliche zugeschworen, und da er ein Edelmann sey, und ihr neuestes Versprechen habe: so hebe sich das ältere, einem bloßen Provisor gegebene, von selbst auf, und ihr Vater sey ein Tyrann, und habe ein Eisbärenherz, wenn er sie noch ferner mit seinen Ermahnungen, Bitten, Klagen und Thränen incommodire.

Auch erklärte sie Jedermann, der es anhören wollte, frank und frei, mit vieler Würde in Miene und Ton, daß Molitz ein viel zu alltäglicher Mensch sey, als daß sie ihn leiden, oder gar heirathen könne.

Der alte Vater ward vor innerm Gram endlich so kränklich und schwach, daß er kaum mehr aus dem Bette aufstehen konnte. Er sah seine Tochter nie ohne Seufzer und Thränen an; allein alle diese Pfeile, womit das Schicksal ihre Liebe prüfen wollte, glitten stumpf von ihrem Herzen ab. Sie ward das Mährchen der Stadt, der Spott des leichtsinnigen, und der Abscheu des ernsthaftern Theils derselben; allein sie verachtete das Alles mit heldenmüthiger Seele. — In den Geschäften der Apotheke riß eine Unordnung nach der andern ein. Nachlässigkeit und Veruntreuung schlechter Menschen, die jetzt niederrissen, wo Molitz gebaut hatte, drohten den gänzlichen Ruin der Glücksumstände des alten, kranken Mannes. Doch Doris ließ sich hierdurch nicht irre machen, sondern erkannte sich es als Pflicht zu, auf der=

gleichen Erbärmlichkeiten, aus der höheren Region ihrer Liebe, mit Verachtung hinunter zu schaun.

In dieser dringenden, häuslichen Noth trat an einem trüben Herbstabende auf einmal ein fremder Mann an das Krankenbette des alten Schnitzler. Er faßte mit Wärme die Hand des Kranken; aber er konnte lange vor Thränen nicht sprechen, denn es war M o l i t z. Es war eine Scene der tiefsten, erschütterndsten Rührung.

„Haben Sie meiner Tochter verziehn?“ sprach endlich der Alte — „und hoffen Sie, sich „ihr Herz wieder zu gewinnen?“

Molitz verneinte das Letzte unbedingt, und erklärte, daß er an die Freude, der Schwiegersohn des Alten zu werden, gar nicht mehr denke, und auch nie wieder denken werde.

„Ach, so weiß ich dann, leider! was Sie „wollen! — Sie fodern ihr Capital zurück — „Sie haben gehört, wie sehr ich zurückgekommen „bin!“

„Ja, das hab' ich gehört, guter, alter „Mann, aber mein Capital will ich nicht holen, „sondern wieder Ihr Compagnon seyn, um Ih=

„nen ein sorgenfreies Leben zu verschaffen, bis „an Ihren Tod.“

Der alte Mann weinte, wie ein Kind, und entblößte sein silberweißes Haupt, um laut sein Dankgebet zum Himmel zu stammeln.

Hernach ging Molitz zu der Tochter ins Zimmer, und sagte zu ihr: „Ich werde von nun „an wieder Ihr Hausgenosse seyn; allein fürch„ten Sie nicht, von mir auf irgend eine Weise „belästigt zu werden. Ich bin bloß gekommen, „damit mein armer, alter Freund doch wenig„stens einen Sohn habe, da er keine Tochter „mehr hat.“

Doris begegnete ihm in dem Maaße kalt und höhnisch, als sie sich beschämt durch ihn fühlte. Die Buben, deren Nachlässigkeit und Untreue er störte, haßten und verunglimpften ihn auf alle mögliche Weise. Wenn er über die Gasse ging, wies man mit Fingern hinter ihm, als dem ärgsten Thoren, her. Allein er achtete das Alles nicht, verrichtete still und treu seine Pflicht, und glaubte sich durch den warmen Dank seines alten

Freündes und durch sein eignes, billigendes Bewußtseyn reichlich belohnt. — —

Ich kann mir denken, wie der eine Theil meiner Leser und Leserinnen nun den Ausgang meiner Geschichte schon im voraus weiß: Doris wird plötzlich gerührt durch Molitzens edles Benehmen; der Fähndrich wird auf immer verabschiedet; der alte Vater legt mit Freudenthränen die Hände seines treuen Freundes und seiner, theatermäßig, bekehrten Tochter in einander, und den Schluß macht eine vergnügte Hochzeit, welche den allervergnügtesten Ehestand verbürgt.

Allein von allem Dem ist nicht das Geringste wahr, und ich würde die ärgste Lüge begehen, wenn ich es so niederschriebe, denn Doris ward durch Molitzens Benehmen nicht gerührt, sondern immer mehr erbittert, und der Herr Fähndrich ward nicht verabschiedet, sondern kam in eine immer engere Verbindung mit ihr, wie die ganze Stadt immer lauter erzählte. Erfahrne Leute meinten zwar, daß die Herrlichkeit zwischen Beiden bald ganz und gar aus seyn werde, weil eine gewisse Art von Liebe, wenn sie erst eine gewisse

Art von Wärme erreicht habe, gewöhnlich in eine plötzliche Kälte überzugehen pflege; allein auch diese erfahrnen Leute wurden durch einen ganz andern Ausgang überrascht.

Es gab auf einmal einige sehr unruhige, stürmische Tage im Hause, wobei viel geseufzt und geweint ward, und Doris eine höchst beschämte Rolle spielte. Darauf ward ein Brief an den alten Oberförster Schnitzler, des Apothekers Bruder, abgeschickt. Am folgenden Morgen erschien der Oberförster auf seinem Reitklepper in der Stadt, und ritt gerade nach der Wohnung des Herrn von Tapsenburg. Man sagt, Dieser habe sich, bei der Ankunft des kräftigen Oheims seiner Geliebten, zur Hinterthüre des Hauses hinausschleichen wollen, allein der Oberförster habe ihn ziemlich unsanft ins Zimmer complimentirt, und dann ein halbes Stündchen lang sehr laut und ernsthaft, fast drohend und scheltend, mit ihm gesprochen. Doch daß Beide als gute Freunde wenigstens aus einander gegangen waren, wies sich schon am folgenden Morgen aus, da der Herr Fähndrich mit Doris den Oberförster zu Wagen

nach seinem Landsitze begleitete, um sich von dem dortigen Prediger in aller Stille trauen zu lassen.

So war die treue, standhafte Liebe abermals, wie in unzähligen Romanen, mit der beliebten Krone von Myrten geschmückt und belohnt, und wenn dieses nicht der Fall gewesen wäre, und ich es nicht vom Anfang an gewußt hätte: würde mich nichts in der Welt bewogen haben, diese Geschichte zu erzählen, die ich der jungen Lesewelt aber nunmehr mit gutem Gewissen zu ihrer Erbauung übergebe.

Vieles könnt' ich zwar wohl noch hinzufügen von dem alten Vater, der bald nach der Hochzeit vor Herzeleid starb; von Molitz, der, trotz seiner alltäglichen Denkungsart und Lebensweise, und trotz des Verlustes seiner ersten Braut, ein angesehner Bürger und ein glücklicher Gatte und Vater ward; und dann von dem Herrn und der Frau von Tapsenburg, die nun ungestört, nicht allein im Angesicht des Mondes, sondern auch der Sonne, neben einander sitzen und schlafen konnten; die anfangs recht sehr viel küßten, und nachmals

noch weit mehr gähnten, die sich anfangs so sehr liebten, und sich nachmals so wenig mehr leiden konnten; ferner, wie der Herr von Tapsenburg, als er Lieutenant geworden war, seinen Abschied nahm, um auf dem Lorbeer seiner glücklich überstandenen Wachtparaden auszuruhn, und wie die Dame so verächtlich auf ihre ehemaligen, bürgerlichen Gespielinnen hinabsah, um sich für die Demüthigungen zu rächen, die sie hier und da von altadeligen Frauen und Fräulein erlitt. Auch könnt' ich viel davon erzählen, wie das glücklich gewordene Paar mehrere Jahre hindurch sich putzte, und herrlich und in Freuden lebte, um sich die Gelegenheit zu erkaufen, sich den ganzen übrigen Theil des Lebens hindurch in der drückendsten Sparsamkeit zu üben; wie festlich ihre Kinder getauft, und wie schlecht und ärmlich sie nachmals erzogen wurden; wie auf diese, sonst so zärtlich sympathisirenden Seelen der Ueberdruß, die Langeweile, der Haß, die Nahrungssorgen und die Demüthigungen aller Art nach und nach mit ihren schrecklichen Dolchen und Pfeilen so fürchterlich eindrangen, daß die unglückliche Frau end-

lich Molitzens Gattin nie ohne Seufzer und Thränen bei ihrem trüben Fensterchen vorbeigehn sehen konnte, und daß der unglückliche Mann, bei dem nachmals ausgebrochenen Kriege, oft beim Lesen der Zeitungen ausrief: „O, wenn ich „doch mit in der Schlacht gewesen wäre: so hätte „vielleicht auch mich eine Kugel getroffen!“ — —

Das Alles, und noch weit mehr von der Art, könnt' ich erzählen, ohne eine einzige Lüge dazu erfinden zu dürfen; allein ich verstehe mich, nach dem Beispiele meiner Herren Collegen, zu gut auf meinen Vortheil, als daß ich mir durch so einen Schluß meine ganze, schöne Erzählung verderben sollte. So eine Zugabe sähe einer ernsten Moral so ähnlich, wie ein Ei dem andern; aber mit dieser verscheucht' ich gewiß neun und neunzig Hunderttheile meiner schönen Leserinnen: und also mögen mich die Grazien und alle Liebesgötter ja vor dem Ansehn eines Moralisten bewahren! Und aus diesem Grunde will ich dann auch durchaus weiter nichts gesagt haben, als daß Doris und Christoph, nach vielen besiegten Hindernissen und überstandenen Leiden, endlich

in den nemlichen Hafen des Glücks segelten, in welchen Jahr aus Jahr ein eine Menge Liebespaare in der wirklichen und in der Romanenwelt mit lautem Jubel und Freudengeschrei segeln, und dem es die bedenklichen Weisheitskrämer also gewiß nur aus Neid nachsagen, daß er voll der gefährlichsten Untiefen und Klippen sey.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Inhalt.

S.

List um List . . . . 1.

Zwist und Liebe . . . . 85.

Liebesglück und Liebesnoth . . . . 154.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gesammelte Schriften

Bd.: 2

1830

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.1349(1/2#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414089-3